

Tabaka Derby Messer

**Messer's Gesammelte Horrorgeschichten
Band IV**

**Acht Gruselgeschichten und sieben Gedichte
aus dem Reich der düsteren Phantasie**

Herausgegeben im Selbstverlag

Man kann sagen, dass ich gut bin.

Man kann sagen, dass ich schlecht bin.

Man soll nicht sagen, dass ich mittelmäßig bin.

Vorwort

Herzlich willkommen, sehr geehrter Leser!

Diese Sammlung von Gruselgeschichten ist meine vierte eBook-Edition nach »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I« (2005), »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band II« (2006) und »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band III« (2007). Die hier vertretenen Erzählungen entstanden in den Jahren 2003 bis 2007.

»Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band IV« bietet Ihnen acht unheimliche und phantastische Erzählungen sowie sieben Gedichte aus meinem Spätwerk.

Suchen Sie nun einen Weg durch das Labyrinth des Grauens!

Beim Lesen viel Spaß und Gänsehaut wünscht Ihnen Ihre

Tabaka Derby Messer

Inhaltsverzeichnis

Totenwache	4
Der blassblaue Schmetterling	7
Der Ohrring	10
Blondes Haar	14
Tanz ohne Schritte	19
Am Kamin	22
Das Loch in der Wand	25
Die geheime Sprache der Zeit	28
Gedichte	32

Totenwache

Amanda Beck hatte kein langes Leben. Als sie siebzehn Jahre alt war, schlich sich Freund Hein heimtückisch heran und entriss es ihr. Nun lag sie da auf dem Totenbett, und nichts regte sich im Raum außer den schweren Gardinen, die der nächtliche Wind, der durchs Fenster drang, zu einer leichten Wellenbewegung verführte. Die Kerzen - keiner hatte sie gezählt - brannten träge und loderten mit starrer Flamme. Sie trauerten auf den Kandelabern und erfüllten den Raum mit ihrem blassgelben Schimmer, ihrer dumpfen Wärme und ihrem süßlich-rauchigen Geruch. Das Zimmer wirkte düster, obgleich es noch vor Tagen ein Ort der Freude gewesen war. Es war Amandas Reich. Hier hatte sie gelernt und gelesen, geschlafen und ferngesehen, gelacht und geweint, Freunde empfangen und bewirtet, gefeiert und geliebt. Alles, was einst bunt und fröhlich gewesen, war jetzt farblos und trist.

Im matten Licht sahen die Möbel wie schwarze Gespenster und die Stars auf den Postern an den Wänden wie maskenhafte Fratzen aus. Wie eine Puppe lag Amanda im Bett. Ihr Antlitz war von keiner Krankheit und keiner Qual gezeichnet. Ihre zarten, gefalteten Hände ruhten auf der schneeweißen, mit Silberfäden bestickten Decke. Die langen, schlanken Arme hoben sich kaum merklich von dem reich verzierten Totenkleid ab. Die nussbraunen Locken kringelten sich in den Kissen. Ihr Gesicht - sie war schön wie ein schlafender Engel - wurde durch Schminke belebt. Die roten Lippen, die runden Wangen, die geschwungenen Wimpern, die sich ein wenig emporreckten - dies alles schien frisch und rosig und erweckte wahrlich den Eindruck, als könnte das Mädchen jeden Moment die Augen aufschlagen.

Wirkt ein toter Körper so gesund, wenn die Seele bereits ausgetreten ist? Amandas Eltern bezweifelten das und hatten es deshalb abgelehnt, ihre Tochter im Krankenhaus zu belassen, denn insgeheim glaubten sie, alles werde sich noch zum Guten wenden. Die Vorstellung, dass Amanda in einem kalten, dunklen Saal erwache, der zur Aufbewahrung von Leichen diene, war ihnen ein Gräuel. Welch einen Schock würde das arme Kind erleiden! Daher hatten die Becks beschlossen, das Mädchen zu Hause in seinem Zimmer aufzubahren. Sie wollten sie Tag und Nacht beobachten und für ihre Rückkehr ins Leben beten. Ihren Tod konnten sie nicht akzeptieren, bevor es nicht einen sichtbaren Beweis dafür gab. So hatten sie Amandas Zimmer hergerichtet und sich vorgenommen, von nun an rund um die Uhr die Totenwache zu halten, auf dass keine Regung ihrer Tochter unbemerkt blieb. Daran knüpften sie all ihre Hoffnungen.

* * *

Die Dorfbewohner waren fassungslos über Amandas frühen Tod. Trotzdem fanden sie das Vorhaben der Eltern, die dieses Unglück offenbar nicht wahrhaben wollten, ziemlich makaber. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in der Gemeinde das Gerücht, dass die Becks ihre verstorbene Tochter zu Hause aufbahren, um sie zerfallen zu sehen. Die Leute am Ort rümpften darüber angewidert die Nase und entschieden sich einmütig dafür, jenes schaurige, altmodische Treiben keinesfalls zu unterstützen. Nur Amandas Freund, Frederick Masterson, lief bestürzt zu den Eltern und läutete an der Haustür.

Mit verweinten Augen öffnete Mrs Beck dem verstörten Jungen, der sie schon ungestüm mit Fragen überhäufte und bedrängte, bevor er ihr sein Beileid ausdrückte. Kaum glauben mochte er, was er da hörte. Am letzten Sonntag habe Amanda plötzlich Fieber bekommen. Am Montag habe sie bereits phantasiert. Der herbeigerufene Doktor habe ratlos danebengestanden und schließlich verfügt, dass sie schleunigst ins Hospital eingeliefert werden müsse. Doch das Unwetter am Abend habe einen Krankentransport unmöglich gemacht, und am Dienstag habe der Hausarzt bloß noch den Tod feststellen können. Alles sei so schnell und überraschend vonstattengegangen, dass es schier unbegreiflich sei, und nun wolle man nach altem Brauch die Totenwache halten, um den Heimgang der geliebten Tochter überhaupt realisieren zu können.

Mit tränenerstickter Stimme erzählte die Mutter von den Ereignissen der letzten Tage. Die Trauer verformte dabei ihren großen Mund zu einer dicken roten Linie, aus der beim Sprechen ein breites, verbogenes O entstand. Mrs Beck war eine stattliche Erscheinung und sie hatte einen festen, von Entschlossenheit zeugenden Blick. Der Gram mochte sie zwar gebeugt, aber keinesfalls gebrochen haben.

Frederick Masterson war ein schüchterner Junge. Er war hübsch, wenn auch ein wenig blass, hatte gewelltes blondes Haar, das noch keinen Aschton angenommen hatte, und hellblaue Augen, die fast ein bisschen zu unschuldig dreinblickten, obgleich ihnen die wüsten Phantasien, die manchmal in seinem Kopf tobten, einen wilden, leicht irren

Ausdruck zu verleihen begannen. Er war gerade achtzehn und ein Schlaks, weshalb er wohl etwas un gelenk wirkte, doch die Herzlichkeit seines Händedrucks und seine aufrichtige Betroffenheit bewogen Mrs Beck dazu, ihn zur Totenwache einzuladen.

Masterson machte sich Vorwürfe, dass er am Samstag mit seinen Eltern zu Verwandten gefahren war. Als er Amanda verlassen hatte, war sie aber völlig gesund gewesen. Wie hätte er da ahnen sollen, dass der letzte Kuss ein Abschied für immer war! Gegenüber der Mutter meinte er scheu, sie seien ja erst ein paar Wochen miteinander befreundet gewesen. Nun wolle er der Familie ganz gewiss nicht zur Last fallen. Mrs Beck jedoch mahnte Frederick, dass Zurückhaltung in diesem Fall nicht angebracht sei. Wenn er Amanda noch einmal sehen wolle, komme keine zweite Gelegenheit, und wer anders sei besser dafür geeignet, sie ins Leben zurückzuholen, als er. Sie ging sogar so weit, zu sagen, dass sie sich leichter mit dem Tod ihrer Tochter abfinden könne, wenn es auch ihm nicht gelinge, sie aufzuwecken.

Das war für Masterson nun mehr als bloß eine Einladung; es kam schon einer Aufforderung gleich, sich an der Totenwache zu beteiligen. Es war seine Pflicht, die Eltern zu trösten und von seiner Freundin Abschied zu nehmen. So trat er mit klopfendem Herzen ein und bei jedem Schritt, mit dem er den langen, dunklen Korridor durchmaß, schlug es schneller. Er seufzte vor Trauer, als er die Stufen hinaufstieg, die ihn in das Obergeschoss führten. Bald aber mischten sich Beklemmung und Schmerz, die innere Leere verdrängte das Gefühl des Verlusts und eine unartige Aufregung überkam ihn. War es Neugier?

Ein unbekannter Instinkt trieb Frederick unwillkürlich vorwärts. Ein heftiges, widerwärtiges Verlangen zwang ihn weiterzugehen und lockte ihn in dieses Zimmer, aus dem der Kerzenschein in den stickigen Flur drang. Die Knie zitterten ihm auf dem Weg zur Tür. Sein Kehlkopf rollte auf und ab, und mit der trägen, feuchten Zunge benetzte er die Lippen. Was geschah nur mit ihm? Übermannten ihn wieder jene seltsamen Phantasien? Eine eigenartige Laune bemächtigte sich seiner, als er wie ferngesteuert die Klinke niederdrückte, obschon die Tür bloß angelehnt war. Er trat in den Raum, den düsteren Raum, wo die Tote in einem Meer von Kissen und Deckchen aufgebettet war, beleuchtet mit bleichen Kerzen, die stumme Zeugen waren und ahnungsvoll zu flackern anfangen.

Vorsichtig, fast ängstlich tastete sich Frederick voran, stolperte dann aber dennoch über einen Gegenstand, der auf dem Boden lag, doch kaum zu sehen war. Von dem Poltern aufgeschreckt, fuhr Amandas Vater in die Höhe. Da fühlte sich Masterson bereits bei verbotenen Gedanken ertappt, obwohl er sich bisher nichts hatte zuschulden kommen lassen und hier ja nur auf der Mutter dringende Bitte hin verweilte.

Mr Beck ging auf ihn zu und reichte ihm wortlos die Hand. Frederick stammelte seine Beileidsbezeugung, wengleich sie ihn nun beinahe hinterlistig anmutete. Beck war groß und schlank. Das Nussbraun seiner Locken und das tiefe Blau seiner Augen traten selbst im Dämmerlicht hervor. Seine Freundlichkeit beschämte Masterson, denn schon drängte es ihn wieder, auf das Bett zu blicken, auf Amandas Profil, ihr aufgelöstes Haar, ihre schlaffen Hände. Näher wollte er ihr sein, viel näher, ganz nahe ...

Man muss es Verschlagenheit nennen, dass er sich erbot, die Totenwache eine Weile zu übernehmen, um so den Vater fortzulocken. Doch auf Mr Beck wirkte das keineswegs unverfroren. Er war sogar dankbar dafür, denn der Anblick seiner leblosen Tochter lastete schwer auf ihm. Auch machte ihm in dieser von den brennenden Kerzen verbrauchten Luft das Atmen sehr zu schaffen und die Müdigkeit schlich drohend heran. Der Junge versicherte dem Vater, er werde seine Aufgabe ernst nehmen und ihn nicht enttäuschen. Der Alte glaubte ihm und entfernte sich. Zurück blieb ein Frederick Masterson, der wie verwandelt war und dem langsam, aber sicher ein Licht aufging.

Wie oft hatte er gesucht, vergeblich in seinen Erinnerungen nach Hinweisen auf Gründe für jene furchterregenden Gelüste gegraben, doch nichts gefunden. Warum nur pochte sein Herz stets etwas schneller, wenn er an einer Friedhofsmauer entlanglief? Weshalb ließ er sich so gerne auf Grabsteinen nieder und versteckte sich hinter Hecken, um Beerdigungen zu beobachten oder zuzusehen, wenn Totengräber verfaulte Leichen exhumierten? Was er da tat, war mehr als bloß geschmacklose Jungenstreiche. Die Sehnsucht nach unbeschreiblichen Dingen erfüllte ihn! All die wirren, ekelregenden, namenlosen Bilder, die ihn seit Jahren quälten, mündeten nun in ein einziges schreckliches Wort: Nekrophilie!

Erregung durchzuckte ihn wie ein Blitz. Gierig ließ er die Augen über die Tote gleiten und verschlang ihr engelsgleiches Antlitz mit seinen Blicken. Wie hübsch schimmerte ihr braunes Haar! Wie seidig glänzten ihre Wimpern! Wie seltsam verführerisch wirkte auf ihn ihr geschlossener Mund mit den schön geschwungenen Lippen, die keiner mehr berühren würde! Er betrachtete die feinen, schlanken Hände, ihre leicht gewölbte Stirn, die erkaltete, makellos weiße Haut, den dünnen Hals. Durch ihr Totenhemd wollte er sehen und einen Tanz mit dem Mädchen vollführen. Er verbot sich selbst jene unsittlichen Gedanken, doch sie nagten unbarmherzig an seinem kränkelnden Gehirn. Er konnte nicht umhin, Amanda tot noch anziehender zu finden als lebendig. Er trauerte nicht mehr um sie, denn er begehrte sie jetzt so,

wie sie war - eine reglose Hülle, stumm und vergänglich.

Fredericks Fingerspitzen senkten sich wie ein lüsterner Schatten über Amanda. Er betastete ihre Locken, streichelte zärtlich die bleichen Wangen, denen das Rouge eine scheinbare Frische verlieh. Mit dem Zeigefinger strich er ihr über Stirn, Nase und Mund. Schließlich verlor er vollends die Kontrolle über sich und zwang dem wehrlosen Mädchen einen innigen Kuss auf.

Wer weiß, was der schamlose Wächter noch mit der Leiche getan, wenn nicht just in diesem Moment die Mutter den Raum betreten hätte! Die Trauernde verkannte die Situation jedoch gänzlich und glaubte, Zeugin einer rührenden Abschiedsszene geworden zu sein. Masterson hingegen mochte vor Scham in den Boden versinken. Er stammelte mit zitternder Stimme unverständliche Entschuldigungsfloskeln und rannte panisch aus dem Zimmer. In der Dunkelheit des Gemachs entgingen der arglosen Mutter seine geröteten Wangen, die ein Anzeichen für seine wahren Absichten waren.

Selbst entsetzt über diese abnorme Neigung lief der Bursche auf dem schnellsten Wege aus dem Dorf in den Wald. Es war finster geworden und die matschigen Pfade schmatzten unter seinen Füßen. Auf einer kleinen, klapprigen Holzbrücke stand er und beugte sich weit über die morsche Brüstung. Sich in den Wildbach zu stürzen war die beste Lösung, sagte er sich. Das Wasser würde ihn reinwaschen. Aber eine innere Stimme spielte den Vorfall herunter, und letztendlich gewann der widerwärtige Trieb die Oberhand über ihn.

* * *

Masterson verließ das Dorf am nächsten Tag und ging in eine große, weit entfernte Stadt. Dort arbeitete er als Hilfskraft bei verschiedenen Bestattungsinstituten, wo er jahrelang zügellos seiner unnatürlichen Leidenschaft frönte, ohne behelligt zu werden. Nicht einmal, als er sich in eine Leiche verliebt, sie aus dem Sarg gestohlen und in seiner Gartenlaube am See untergebracht hatte, wurde die Sache bekannt; denn keiner hätte die Gefährtin wider Willen je entdeckt, wenn nicht eines Tages ein aufmerksamer Hund seinen Herrn zu dem versteckten Häuschen geführt hätte. Über den Anblick, der sich dem freundlichen Wandersmann bot, will und muss ich an dieser Stelle jedoch schweigen, denn ein billiges Boulevardblatt hat kürzlich die Exklusivrechte an der Story erworben und berichtet demnächst über die abscheulichen Einzelheiten recht ausführlich in einer reich bebilderten, zehnteiligen Serie.

Der blassblaue Schmetterling

Geständnis eines Mörders

Es war am letzten Tag des Jahres 20..., als ich meine Frau ins Jenseits beförderte. Während des Feuerwerks vergrub ich sie in meinem Garten unterm Dornbusch. Welch eine Befriedigung war es, sie dort in Sicherheit zu wissen, gut verpackt und fest verschnürt in einem blauen Plastiksack! Nun fühlte ich mich endlich frei, so frei wie lange nicht, genauer gesagt, wie nicht mehr seit dem Tag, als ich sie kennengelernt hatte. Nein, schön war sie nie gewesen, auch nicht sonderlich nett, häuslich oder ordentlich und schon gar nicht intelligent. Von Anfang an rief unsere Beziehung allseits nichts als Kopfschütteln hervor. Besonders über mich wunderte sich jeder. Warum war meine Wahl gerade auf sie gefallen? Das fragte sich die ganze Stadt.

Die Wahrheit ist: Ich hatte mich in ihr Lachen verliebt! Dieses tiefe Lachen, herzlich und inbrünstig, das sich so wohltuend vom albernen, hohlen Gekicher der anderen Frauen unterschied. Es wurde im Bauch geboren, kroch durch ihren Körper und gluckste in der Kehle, bis es durch den Mund ausbrach. Dann erzitterte der Boden, das Geschirr klirrte auf der Anrichte, die Blumen tanzten auf der Wiese, die Vögel jubilierten auf den Zweigen. Und wie sie jeden damit ansteckte, der in ihre Nähe kam! Ihr Lachen durchdrang die Welt wie eine unerforschte, allgegenwärtige Energie und es schlug mich in Bann! Nur deshalb suchte ich ihre Gesellschaft, nur deshalb forderte ich sie zum Tanz auf, nur deshalb lud ich sie ins Kino, ins Restaurant und schließlich in mein Haus im Süden ein, wo ich um ihre Hand anhielt. Ungläubig hatte sie mich damals angesehen, halb mitleidig, halb spöttisch.

Verflucht sei der Tag, als ich ihr den Ring vor aller Augen ansteckte - im Beisein meiner erstaunten Bekannten, meiner verwirrten Freunde, meiner entsetzten Familie! Dann brachte ich sie auf mein Anwesen, wo ihr Lachen die frisch verputzten Wände des Hauses beben ließ und die knorrigen Bäume auf dem Grund verbog. Mir hätte klar sein müssen, dass diese sonoren Töne in den hohen Hallen innerhalb der alten Mauern meines Herrensitzes einen Klang erzeugten, der sich zwangsläufig fortpflanzte vom Ostflügel bis zum Westflügel, vom Kellergewölbe bis hinauf ins Dachgeschoss. Die Schallwellen durchbrachen sämtliche Wände und gebaren Echos in jedem weiteren Zimmer. Auch wenn sie mit der Zeit abebbten, so erstarben sie doch nie ganz. Sie warteten bloß auf das nächste Gelächter, um nachher umso stärker durch das Haus schwingen zu können. Jedes Lachen, jeder einzelne Laut machte das Gebäude ein bisschen unordentlicher und wilder, unruhiger und unsicherer. Die Wände bekamen feine Risse, der Boden spürbare Dellen. Sprach ich meine Frau aber darauf an, dann lachte sie nur noch mehr und meinte, das bildete ich mir bloß ein. Als ich meine Freunde durch meine Heimstatt führte, um eine Bestätigung dieser Beobachtungen zu erfahren, da lachten sie mit ihr - über mich. Nirgendwo seien Risse oder Dellen, sagten sie. Ha! Haben die keine Augen im Kopf? Ich sah es ja ganz deutlich! Es ließ sich gar nicht leugnen. Ich hörte jenes Geräusch, das lauter und lauter wurde, das Haus nervös und empfindlich machte und sich wie ein zitternder Mantel aus Tönen um die Mauern legte. Von Tag zu Tag schwoll es an, wurde eindringlicher, wurde unerträglich, verursachte mir regelrechte Schmerzen. Durch jedes Lachen verstärkte es sich, und meine Frau lachte immer öfter, zunehmend länger und in höherer Tonlage - reiner und heller, gellend, quiekend, schrill und pfeifend, bis es nur noch ein Ächzen, ein rhythmisches Knacken war; denn zu hoch wurden die Töne, die sie ausstieß, zu hoch für die Sinneswahrnehmung eines gesunden Menschen, zu hoch für meine Ohren. Trotzdem spürte ich, wie sich der Schall unnatürlich langsam durch die Räume bewegte, bedrohlich in meinem Gehörgang knisternd, meinen schwachen Magen reizend, all meine Glieder lähmend. Dieses Lachen hätte mich getötet oder zumindest in den Wahnsinn getrieben, wenn es mir nicht gelungen wäre, es vorher abzustellen!

Hilfe war von niemandem zu erwarten. Alle weigerten sie sich, zu erkennen, was für ein Wesen meine Frau war: kein Weib von Fleisch und Blut, kein Kind menschlicher Eltern, kein vernunftbegabtes Geschöpf, das Mitleid und Achtung hat, sondern eine böse Teufelin, die durch ihr gefährliches Gelächter erst mein Leben zerstören und mein zinnenbewehrtes Haus sprengen und danach die ganze Welt in ein töricht gackerndes Chaos stürzen würde. Ich war der Mann, dies zu verhindern, und am 29. Dezember des vergangenen Jahres war die Stunde gekommen. Ganz schnell sollte alles vonstattengehen. Nein, wehtun wollte ich ihr nicht. Schließlich hatte ich sie ja mal geliebt, und auch dieses Lachen, das ich nun so hasste, war mir einst süß erschienen und hatte mich verzaubert. Also schlich ich mich in ihr Zimmer, öffnete ihr Nachtschränkchen und tauschte ihre Schlaftabletten gegen ein wirksames Gift aus. (Wie gut, dass ich als Apotheker Zugang zu derlei Mitteln hatte!)

Als ich meiner Frau am übernächsten Tag frühmorgens den Tee servieren wollte, lag sie bleich und schlief in den Kissen. Ich ließ mich auf der Bettkante nieder und betrachtete mein Werk. Ein sauberer Mord. Sie war einfach so entschlafen, ohne einen Schmerz zu verspüren, ohne Wehmut oder Angst, ohne zu wissen, dass der Tod auf sie lauerte. Wie leicht war mir plötzlich ums Herz! Dafür verantwortlich war aber nicht allein die Genugtuung, die Welt vor diesem Etwas gerettet zu haben; es war auch mein Haus, das mir den Frieden zurückgab, indem es mir eine fast vergessene Ruhe bescherte. Ich fühlte mich kräftig und befreit, denn die Echos waren verklungen, der Schall war verhallt und ihr knarrendes Lachen für immer und ewig aus den Mauern vertrieben. Jetzt, da ich sie besiegt hatte, hegte ich keinen Groll mehr gegen sie. Sie konnte ja nichts dafür, dass sie schädlich gewesen war. Fürsorglich packte ich sie in diesen blauen Plastiksack, und als es Mitternacht wurde und die Einwohner der Stadt sich zum großen Feuerwerk auf dem Marktplatz versammelten, bereitete ich ihr ein schattiges Grab unterm Dornbusch.

Eine Weile lief alles nach Plan. Weder die Nachbarn noch meine Freunde schienen meine Frau besonders zu vermissen. Nur ein einziges Mal fragten sie nach ihr, und sie gaben sich gleich zufrieden, als ich ihnen erklärte, sie sei auf unbestimmte Zeit zu ihrer Familie nach Kanada gereist. Es machte niemanden misstrauisch, dass sie in all den Monaten zuvor kein Sterbenswörtchen von Verwandten in Übersee gesagt hatte. Nicht einer wurde stutzig, nicht einer forschte nach. Ich kann mich nicht entsinnen, dass jemals ein Mensch so schnell vergessen war wie sie. Für mich war dies natürlich bloß von Vorteil und ich wiegte mich in Sicherheit - bis zu jenem lauen Frühlingstag im nächsten Mai, als ich seltsame Geräusche vernahm, die aus dem Garten meines Anwesens in das Haus drangen. Sie waren mir nur allzu bekannt, so dass mir vor Schreck ein Buch entglitt, welches ich mir soeben aus meiner Bibliothek geholt hatte. Diese glucksenden Laute erinnerten mich an das entsetzliche Lachen meiner Frau - doch die lag ja tot unterm Dornbusch!

Dem Wahnsinn nahe rannte ich hinaus in den Park und folgte den Tönen. Zu meinem Schrecken musste ich erkennen, dass sie mich geradewegs zu dem anonymen Grab führten. Aber stammten sie denn tatsächlich aus unterirdischen Gefilden? Meine Frau war tot! Tot! Und das grässliche Lachen war mit ihr gestorben, oder etwa nicht? Ängstlich sah ich mich um, wendete den Kopf nach allen Seiten. Hoffentlich hatte keiner es gehört und keiner mich hier bei jenem Strauch verweilen und auf die Erde starren sehen! Diese Überlegungen lenkten meinen Blick auf ein eigenartiges Insekt - einen blassblauen Falter, der sich zwischen den Zweigen tummelte. Die Farbe seiner Flügel war so wässrig blau, dass es mich eiskalt überlief. Diese Schattierung kannte ich nur von den Augen meiner Frau. Ein so helles, grünliches, fast durchsichtiges Blau kommt in der Natur allein bei kränklichen Wesen vor. Das flatternde Ding war mir unheimlich, vertraut und dennoch zuwider. Damals dachte ich, dass ich es besser töten sollte, wenn es nicht von selbst verschwinde.

Ach, hätte ich den Schmetterling doch an jenem Tag zermalmt - und wenn ich die bloßen Hände benutzt hätte! Aber nein! Zu sehr lagen meine Nerven blank durch die Erinnerung an meine Tat, das Verbrechen, das meine Seele befleckt und mich verdorben hatte. Mitleid fühlte ich mit dem zappelnden, geflügelten Wurm und ich genoss es! Ich war ja noch zu Empfindungen fähig, nicht gänzlich abgestumpft durch diesen Mord. Also ließ ich den Schmetterling leben. Von Grausen erfasst sah ich ihn an, als er sich auf meine Schulter setzte. Hatte ich nur den Eindruck, dass er mich anstarrte, oder tat er es in seiner tierischen Einfalt wirklich? Mit der Hand versuchte ich ihn zu verscheuchen, erst sacht, dann durch wildes Fuchteln. Vergebens! Er saß da wie angeklebt und war durch nichts zu vertreiben. Keine Bewegung ließ ihn erzittern, kein Windstoß, kein Rütteln. Ich konnte ihn nicht einmal abstreifen. Als ich aber mit der flachen Hand nach ihm schlug, schoss er blitzschnell davon und platzierte sich keck auf meiner Nasenspitze. Und nun hörte ich wieder die Geräusche - das Glucksen, das Ächzen, das Knacken. Die widerlichen Töne entschlüpften seinem aufreizend langsamen Flügelschlag. Klipp, klapp! Klipp, klapp!

Ich rannte in mein Haus, doch er flatterte hinterdrein. Wo immer ich fortan hinging, er folgte mir. Er ließ sich selbstherrlich auf meinem Kopfkissen nieder, nippte gierig von meinem Tee und tänzelte frech auf dem Tassenrand. Er segelte über meinen Teller, hockte auf meinem Kopf oder meinen Ohren. - Hatte *sie* ihn geschickt? Hatten sich ihre ekelhaft blassblauen Augen in einen Schmetterling verwandelt? War dieser Falter etwa ihre Seele oder gar die Manifestation meines schlechten Gewissens? Ich wusste es nicht. Jedenfalls hielt mich seine schauerhafte Farbe stets davon ab, ihn ernstlich zu jagen. Ich wollte ihn los sein. Sicher! Doch wollte ich ihn vernichten? Er ist eine Plage, ein Folterwerkzeug, ein ständiger Begleiter, ein lauernd verharrender, ungebetener Gast, aber auch ein Gefährte und mittlerweile der einzige, der mir geblieben ist. Alle haben sich von mir zurückgezogen und belächeln mich. Er jedoch ist immer bei mir, stellt keine Fragen, späht bloß ein bisschen spöttisch zu mir herüber und klappert mit den Flügeln. Klipp, klapp! Klipp, klapp!

Keiner außer mir hört die Geräusche draußen im Garten - das Ächzen, das Knacken, das Glucksen. Allmählich aber werden die Laute deutlicher und tiefer. Mehr und mehr gleichen sie dem Lachen meiner toten Frau. Das macht mir Angst. Jede Nacht liege ich wach und halte mir die Ohren zu. Die Apotheke habe ich geschlossen, denn ich bin nicht

fähig zu arbeiten. Kein Gespräch kann ich führen, kaum den Einkauf tätigen. Auf Schritt und Tritt folgt es mir. Überall, wohin ich auch gehe, begleiten mich das kehlige Glucksen und der knackende Flügelschlag des Falters. Es ist wirklich unerträglich, wie hässlich er mich anstarrt, wie scheel er mich mustert, wie hinterhältig seine Fühler nach mir tasten. Dieses düstere, widerwärtige Tier nagt an meiner Seele. Die fliegenden Augen meiner Frau und die Ton gewordene Erinnerung an ihr bald hohles, bald gutturales Gelächter bringen mich um den Verstand.

Und nun, meine Herren, behaupten Sie allen Ernstes, meine Nachbarn hätten gestern das heulende Lachen meiner Frau gehört. O nein! Das ist ein Irrtum. Meine Frau gibt schon lange keinen Laut mehr von sich und sie wird es nie wieder tun. Was die Leute nebenan vernahmen, war etwas völlig anderes. Dieses verfluchte Lachen - der Flügelschlag des Falters hat es erschaffen!

Welch jammervolles Ende! Einen ganz und gar sinnlosen Mord habe ich begangen, denn meine Frau war für das böse Lachen bloß ein gefügiges Werkzeug. Aber ich habe Vorsorge getroffen und lasse es nicht noch einmal entkommen. Sehen Sie, wie langsam der Schmetterling fliegt? Er hat von meinem Tee genippt und stirbt in Kürze - genau wie ich. Es war schon Gift in diesem Tee, als ich Sie eingelassen habe. Ich spüre bereits, wie es zu wirken beginnt. Du blassblaues Ding, heb dich weg von meiner Schulter! Bald werden deine Flügel erlahmen. -

Jetzt liegt der Falter tot auf dem Fensterbrett. Und das Lachen? Es ist fort, ist mit ihm entschwunden, hat sich zurückgezogen in die entfernten Gefilde, aus denen es stammt, in Gegenden, wo es als etwas Schreckliches und Beängstigendes gilt, in Gebiete, wo niemand lacht, der bei Verstand ist. Hier kehrt endlich wieder Ruhe ein. Begreifen Sie doch, dass ich es aus der Welt schaffen musste! Ich konnte nicht länger lebendig und gefangen sein - lieber bin ich tot, aber frei!

Albert Sullivan

Herrensitz der Sullivans in N..., 20.10.20..

Der Ohrring

Am Horizont brach der erste Sonnenstrahl durch die fahlen Schleierwolken. Er blitzte durch das blank geputzte Fenster einer kleinen Dachwohnung am Stadtrand. Beharrlich kitzelte er Alice Richards an der Nase und warf einen freundlichen Schimmer auf ihr finsternes Gesicht. Ihre Stirn war zerfurcht, die Augen bewegten sich unruhig hinter den geschlossenen Lidern. Auf der spitzen, langen Nase glänzten Schweißperlen. Ihr Mund war verzerrt, die weißen Zähne bissen auf die Lippen. Das kurze braune Haar klebte an ihrem Schädel. Alice wälzte sich, gefangen in einem Albtraum, in ihrem Bett. Sie verrenkte sich, stöhnte jämmerlich, drehte den Kopf hin und her. Dann endlich fuhr sie mit einem Schrei hoch. Benommen blickte sie sich um. Was für ein entsetzlicher Traum! Nichts von alledem war real und dennoch fühlte sie sich bedroht. Eine Erinnerung hatte sich in ihrem Unbewussten eingenistet - eine Erinnerung, die nicht ihre eigene war und doch mit ihrer Person verknüpft zu sein schien. Hartnäckig peinigte sie sie Nacht für Nacht, gewann an Intensität und stieß unaufhaltsam immer weiter ins Bewusstsein vor.

Alice rieb sich die Schläfen. Ihre starken Kopfschmerzen überlagerten das Traumgeschehen zusehends. Im Schlaf standen die seltsam anmutenden Bilder lebhaft vor ihr. Sie begriff, was sie sah, war ein Teil des Ganzen. Aber kaum war sie wach, entfiel ihr der Zusammenhang. Zurück blieben bloß Bruchstücke, die sie auch tagsüber plagten, weil sie dann und wann vor ihrem geistigen Auge auftauchten und sich nur mühsam durch Konzentration auf andere Dinge wieder verscheuchen ließen. Es spukten Mauern aus groben Sandsteinquadern in ihrem Kopf, ein kleines, fensterloses Haus mit Innenhof, eine endlos lange, von riesigen Säulen flankierte Straße, ein tiefer Brunnen ohne Grund, schattige Bäume von unbekannter Art, mit wehenden Gewändern bekleidete Menschen, die sich einer fremden Sprache bedienten, Geräusche von Tieren und wüstes Gelächter, und über allem lag ein beißender Geruch von Gewürzen. Es war eine Stadt, doch nur im Traum kannte Alice ihren Namen, konnte die Einwohner verstehen und war eine von ihnen. Jetzt im Wachzustand entschwand ihr ein Detail nach dem anderen aus dem Gedächtnis. Bloß ab und zu behielt sie eine Einzelheit, die sie zusätzlich quälte, indem sie ihre Phantasie anregte und ihre Gedanken ohne Unterlass um die Traumerlebnisse kreisen ließ.

Dieses Mal hatte Alice einen weiteren Mosaikstein herüberretten können. Es handelte sich dabei um einen gewundenen, in sich selbst zurücklaufenden Schnörkel. Vielleicht war es ein Schriftzeichen oder ein religiöses Symbol. Gewiss war es bedeutsam in der anderen Welt. Und es war der Tropfen, der das Fass schließlich zum Überlaufen brachte, so dass Alice nach und nach den inneren Halt verlor und monatelang am Rand des Wahnsinns schwankte.

In der Folgezeit wiederholten sich die Träume allerdings immer seltener. Sie wurden verworrener, weniger einprägsam, weniger anschaulich. Sie rückten von Alice ab, blieben schemenhaft und unwirklich. Irgendwann verblassten die einst so lebendigen Bilder zu grauen Schatten.

* * *

15 Jahre später ...

Kürzlich hatte Alice einen Brief von einem Anwalt bekommen. In seinem Schreiben teilte er ihr mit, dass ihre Tante Grace, die überraschend gestorben war, testamentarisch verfügt hatte, dass ihre Schmuckschatulle - ein altes Familienstück - in Alice' Besitz übergehen sollte.

Seit sie diese Nachricht erhalten hatte, versuchte Alice, sich an Tante Grace zu erinnern. Nur ein einziges Mal hatte sie sie gesehen. Es war bei einem Besuch kurz vor ihrem zwölften Geburtstag gewesen. Grace Richards hatte sie seinerzeit wenig beeindruckt. Sie war weder schön noch hässlich, weder alt noch jung und in keiner Weise außergewöhnlich gewesen. Sie war wie alle Tanten, die man bloß flüchtig kennt. Doch diese Schmuckkassette hatte Alice sofort in ihren Bann gezogen. Sie hatte sie aus einer Vitrine genommen und vorwitzig nach Art der Heranwachsenden einfach öffnen wollen. Dem war die Tante zuvorgekommen und sie hatte gemeint, man müsse die Schatulle immer vor Schaden bewahren, weil sie ein Teil der Familiengeschichte sei, aber niemand wisse, was sich darin befinde, und das müsse auch stets so bleiben; denn andernfalls werde eine unsichtbare Schranke zu einer fremden Dimension niedergerissen, die Zeit könne dadurch in Unordnung geraten und somit alles widersinnig und bedeutungslos werden lassen.

Alice hatte damals freilich kaum die Hälfte von dem verstanden, was Tante Grace ihr sagen wollte. Die Worte jedoch

waren ihr im Gedächtnis geblieben. Wahrscheinlich hatte auch die Tante sich an die einmalige Begegnung nur aufgrund dieses Vorfalles erinnert und deshalb beschlossen, ihr die Verantwortung zu übertragen, das Erbstück zu hüten, so wie es anscheinend schon unzählige Generationen der Familie Richards getan hatten.

Klingling! Alice fuhr auf. Das musste der Postbote sein. Ungestüm öffnete sie die Tür, rannte durch den Garten zu dem Überbringer und stürmte voller Ungeduld mit dem Päckchen unterm Arm ins Haus zurück. Mit klopfendem Herzen entfernte sie die Verpackung und legte das Juwelenkästchen auf den Tisch. Sie lief drum herum und betrachtete es argwöhnisch von allen Seiten. Es war aus massivem Silber, teilweise oxidiert und nicht besonders ansehnlich. Was mochte wohl darin sein? Da fiel ihr Blick auf ein kleines Symbol, das sich auf der Vorderseite unmittelbar unter dem Verschluss befand. Das Zeichen war ein verschnörkeltes, spiralförmiges Etwas, das in sich selbst zurücklief. Es gab Alice einen Stich und bedrohte sie allein durch seine Existenz, denn es war ein unheil kündender Bote jener Traumwelt, von der sie geglaubt hatte, sie hinter sich gelassen zu haben, die sich aber nun aufs Neue in ihr Leben schlich.

War jenes eigenartige Symbol damals der Auslöser für ihre zeitweilige geistige Umnachtung gewesen? Alice war sich nicht sicher. Dieses verwirrende, paradox einfache und zugleich komplex anmutende Zeichen jagte ihr Angst ein. Niemals würde sie das Kästchen öffnen! Tante Grace sollte ihren Willen haben. Solange sie lebte, wollte sie aufpassen, dass keiner sich an dem Erbstück zu schaffen machte. Ihr einziges Problem bestand darin, einen geeigneten, das heißt vertrauenswürdigen Nachlassverwalter für den Fall ihres Ablebens zu finden. Das hatte aber zumindest Zeit bis morgen oder übermorgen. So ergriff sie behutsam die Schatulle und versteckte sie am sichersten Ort ihres Grundstücks - im Kräutergarten gleich neben dem Rosmarin, wo sie vergangenes Jahr ihren geliebten Hund begraben hatte. Nicht der cleverste Einbrecher sollte je an den Schatz gelangen!

* * *

Alice schlief schlecht in dieser Nacht und in den darauf folgenden Nächten. Tagsüber fühlte sie sich einesteils ermüdet und anderenteils gleichermaßen von unsichtbaren Kräften getrieben. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie im Schlaf keine Ruhe fand. Und die Nähe der Schmuckschatulle, die draußen im Garten tief unter der Erde ihrer Wiederkehr harrete, tat ein Übriges. Die Gegenwart dieses Dings - obwohl das lächerlich war! - erfüllte sie mit größtem Unbehagen. Die Neugierde ist wie ein unheilbares Fieber, das mit jedem Tag steigt, der verstreicht. Alice wollte ihr widerstehen, weil Tante Grace sich auf sie verlassen hatte, aber ihre Gedanken kreisten immerzu um das seltsame Zeichen und die ungelöste Frage, was sich in der Schatulle befand. Was für eine rätselhafte Gefahr ging von ihrem Inhalt aus? Oder war alles nur ein wirrer, unsinniger Aberglaube? Nicht zu fassen, dass keiner es je gewagt hatte, das antike Schmuckkästchen zu öffnen! Es konnte ja nicht wirklich etwas darin sein, das die Welt zu erschüttern vermochte. Doch Tante Grace war davon überzeugt gewesen und all die unzähligen Generationen vor ihr ebenso.

Alice' Körper gehorchte noch dem Verstand und wehrte sich heftig gegen den inneren Drang. Ihr Geist hingegen umschwirrte Stunde um Stunde das dunkle Fleckchen Erde neben dem Rosmarin und malte sich in Tausenden von Varianten aus, wie der vergrabene Schatz wieder gehoben würde. Rastlos und schlaflos kämpfte sie mit sich selbst. Sie empfand keine Freude mehr, vernachlässigte ihre Interessen. Hätte irgendwer Kontakt mit ihr gepflegt, dann hätte er sich ernstlich Sorgen machen müssen. Doch Alice führte ein zurückgezogenes Leben. So nahm keiner wahr, welche schwere Bürde sie zu tragen hatte und wie nahe sie einem Zusammenbruch war.

* * *

Eines Tages in einer lauen Sommernacht erwachte Alice auf einer Wiese. Unter welchen Umständen sie dorthin gelangt war, konnte sie sich nicht erklären. Es gab zwar Anzeichen dafür, dass sie in letzter Zeit schlafwandelte - an so manchem Morgen war sie in Scherben von umgeworfenen Gläsern oder Vasen getreten, die Möbel waren mitunter verrückt worden und einmal hatte eine angebissene Tafel Schokolade auf dem Küchentisch gelegen -, nun aber erreichte ihr Somnambulismus wohl einen neuen Höhepunkt, denn nie zuvor hatte sie in dieser Phase ihr Grundstück verlassen. Bisher hatte jeder nächtliche Ausflug noch im Kräuterbeet ein jähes Ende gefunden.

Alice erhob sich und blickte sich um. Sie stand mutterseelenallein auf einem Wiesenhügel. Rundum sah sie nur weitere sanfte Hügel, vom matten Mondschein schwach und gespenstisch beleuchtet. Wo war ihr Haus? Die kleine Stadt, in der sie wohnte? Die Straßen und Brücken? Die Lichter der Laternen? Wie weit war sie im Schlaf gewandert?! Ringsum lag Dunkelheit und Stille wie ein schwerer Schleier über der Landschaft. Alice begann zu frösteln. Eine unbestimmte Angst beschlich sie, denn in ihrem tiefsten Inneren wusste sie, dass man zu Fuß in Tagen nicht der modernen Infrastruktur

entfliehen konnte. Und hierher schien sich noch nie jemand verirrt zu haben!

Verzweifelt kauerte sie sich hin. Was sollte sie jetzt nur tun? Abwarten, bis der Morgen graute? Weitergehen? Oder einfach versuchen aufzuwachen? Das konnte ja eigentlich bloß ein Albtraum sein - davon war sie überzeugt. Leider änderte das jedoch gar nichts an der Tatsache, dass die Gegend zwar unverkennbar heimatlich, aber unberührt und menschenleer war. So mochte es vielleicht vor ein paar Tausend Jahren ausgesehen haben. Alle Spuren einer hoch entwickelten Gesellschaft waren völlig ausgelöscht. Nicht einmal der hellblaue Pyjama, den Alice trug, wollte sich in etwas Vernünftiges verwandeln, und obgleich sie der festen Ansicht war, dass sie schlief, fühlte sie sich doch so wach wie selten in den letzten Wochen.

Bald erhellte sich der Himmel, der Mond verblasste und rollte gen Westen, und die Vögel piffen keck von den Zweigen, um den neuen Tag zu begrüßen. Als die Sonne aufging und ihre rötlich goldenen Strahlen über die Hügel sandte, wurde Alice klar, dass sie längst nicht mehr träumte. Sie war der Heimat nahe und trotzdem unendlich fern. Nicht Meilen trennten sie von zu Hause, sondern Äonen.

»Was habe ich bloß getan?«, schoss es ihr durch den Kopf. »Habe ich vielleicht im Schlaf die Schatulle ausgegraben? Und sie am Ende gar geöffnet?« Kalter Schweiß stand ihr auf der Stirn. Wenn es wirklich so war, warum wusste sie dann noch immer nicht, was sich in dem Schmuckkästchen befand?

Angsterfüllt lief Alice unstedt hin und her. Da erschien ihr auf einem Hügel in der Ferne - fast sah es aus wie eine Fata Morgana - eine Stadt aus Sandstein. Beflügelt von dieser Vision schlug sie den Weg dorthin ein. Endlich hatte sie wieder ein lohnendes Ziel vor Augen, obschon sie es für möglich hielt, dass sie einer Luftspiegelung oder sonstigen optischen Täuschung aufgesessen war.

Den ganzen Tag wanderte sie, ohne zu rasten, der Stadt auf dem Hügel entgegen. Einmal entzog sich diese den Blicken, indem sie sich hinter den saftig grünen Wiesen und den großen, schattigen Bäumen versteckte. Ein andermal wirkte sie im grellen Sonnenlicht wie ein schroffer Felsen. Doch dann trat sie wieder plastisch hervor und hob sich von der Umgebung ab wie eine gigantische antike Tempelanlage.

Es dämmerte bereits, als Alice das letzte Berglein hinanstieg, welches nun endlich in die Stadt hinaufführte. Als sie aber oben angekommen war, stand sie vor einer hohen, unüberwindbaren Mauer aus groben Quadersteinen, an der sie schließlich entlanglief, in der Hoffnung, irgendwann auf ein Eingangstor zu stoßen. Als sie dieses letztlich gefunden und unbehelligt passiert hatte, war ihre Enttäuschung grenzenlos, denn dort, wo früher Häuser gewesen sein mochten, lagen nur mehr Trümmer verstreut. Von den größeren Gebäuden waren bloß ein paar Säulen und Fundamente übrig, und der Rest der einstmals sicher riesigen Stadt war mit verwitterten Steinen übersät.

Traurig und misstrauisch schlenderte Alice durch die Gassen, die die roten Strahlen der Abendsonne durchfluteten. Fast gelangweilt blickte sie sich um, denn sie verstand nicht, was sie da sah. Sie spürte jedoch den Zwang, in eine bestimmte Richtung zu gehen. So ließ sie sich treiben. Bald fand sie sich vor den Toren der Stadt wieder, wo auf freiem Feld ein verfallener Friedhof lag mit alten Gräbern und Sarkophagen, die als Denkmale der Vergangenheit der Gegenwart trotzten. Alice trat näher.

Ein beklemmendes Gefühl bemächtigte sich ihrer. Unerklärlich und wider alle Vernunft, denn wer hier ruhte, der tat es nicht nur für immer, sondern auch bereits seit langem. Ihre Anspannung wuchs dennoch mit jeder Grabstätte, an der sie vorüberging - sei es bloß ein einfaches Exemplar mit steinerner Deckplatte oder eines der besser ausgestatteten mit einem wuchtigen Sarkophag -, und es wurde ihr zur Gewissheit, dass das alles kein Zufall war. Es war kein Zusammentreffen sonderbarer Begebenheiten, dass sie sich nun genau an jener Stätte befand. Nein! Es war ihre Bestimmung. Zeit ihres Lebens war sie nach etwas auf der Suche gewesen; jetzt war sie beinahe am Ziel. Die Lösung schien greifbar zu sein. Alice hatte fast das Ende der Nekropole erreicht, als links von ihr eine hohe Wand aufragte - die wahrscheinlich einzige erhalten gebliebene Seite einer ehemals mächtigen Gruft. Ihre Blicke glitten an der unansehnlichen Mauer entlang. Der seinerzeit sicher helle und sorgfältig behauene Sandstein war dunkel und verwittert. Trotzdem konnte man deutlich sehen, dass dieses Grab das bedeutendste der ganzen Stadt gewesen war. Alice fühlte sich auf eigenartige Weise von dem verfallenen Bauwerk angezogen und beäugte es mit ahnungsvoller Neugierde. Dann lief sie rechts daran vorbei und betrat die dahinterliegende Grabstätte. Dort standen würdevoll in Reih und Glied, nach Westen ausgerichtet, zwölf prächtige, mit Ornamenten geschmückte Steinsärge, die von der glutrot blendenden Sonne in warmes Licht getaucht wurden.

Alice hielt gespannt den Atem an. Konnte jener stumme Ort, ein Tempel der Vergangenheit und des Schweigens, ihr eine Antwort liefern? Sie betrachtete die Sarkophage mit den verwirrenden, spiralförmigen Ornamenten, den gewundenen Linien und Kringeln, bis sich schließlich in ihrem Hirn eine Blockade löste. Blitzartig kam ihr die Erkenntnis: Was sie anfangs für Zierrat gehalten hatte, war eine Schrift! Sie konnte diese Zeichen lesen und verstand sogar den Sinn der Botschaften, obwohl sie weder die Schrift noch die Sprache wirklich kannte. Es waren in Stein

gemeißelte Briefe von Hinterbliebenen an ihre Toten im Jenseits. Das Bedrohlichste aber war, dass sich *ein* Symbol auf jedem der Säрге befand. Es stellte den Namen der Familie dar und Alice sah es nicht zum ersten Mal. Es war identisch mit dem Zeichen auf Tante Grace' Schmuckschatulle!

Wie angewurzelt stand sie da und war kaum fähig, sich zu rühren. Unschlüssig verharrte sie auf demselben Fleck, bis der allerletzte Strahl der sinkenden Sonne etwas aufblinken ließ. Alice ging hin und hob es auf. Es war ein einzelner Ohrring aus schwärzlichem Silber, verziert mit einem ovalen blauen Stein (wahrscheinlich ein Saphir) und einem verschnörkelten Zeichen. Es bedeutete so viel wie »Tor der Zeit« oder »Tor der Erkenntnis«. In der archaischen Sprache jenes fremden, längst vergessenen Volkes gab es für »Zeit« und »Erkenntnis« nur ein einziges Wort.

Alice umfasste das Schmuckstück. In diesem Moment befiel sie ein lähmender Taumel. Sie fühlte, wie ihr die Knie einknickten und sie im Gräberfeld zu Boden sank, während die Dämmerung den traurigen Ort einzuhüllen begann. Dann senkte sich die Nacht über den Hügel der Verblichenen und breitete sich wie ein schwarzes Tuch über die Landschaft aus.

* * *

Es war ein frischer, angenehmer Sommertag, als Alice auf einem Wiesenhügel erwachte. Der Tau auf dem Rasen hatte ihren Pyjama durchnässt und ihr war kalt. Sie stand auf und griff sich an den Kopf. Wie war sie hierherauf gekommen? Dort unten in der Ferne grüßte ihr kleines Haus und die alte Buche neigte bedächtig die Äste. Sie musste ja mindestens eine Stunde oder gar zwei mitten in der Nacht geschlafwandelt sein, um so weit zu gelangen! Während sie sich noch wunderte, pikte etwas in ihrer Hand. Sie öffnete ihre Rechte und sah zu ihrem Erstaunen den Ohrring im Morgengrauen schimmern. Er war real und nicht nur ein Traumgebilde! Da überlief es sie eiskalt. Gab es diese verfallene Stadt wirklich, jene Kultur, die vor Äonen versunken war? Und schlimmer noch: Gab es tatsächlich etwas, was die Zeit durcheinanderbringen konnte?

Mulmig war Alice zumute, als sie den Heimweg antrat, und sie war so in Gedanken vertieft, dass sie einen Nachbarn, der ihr begegnete, gar nicht wahrnahm und glücklicherweise auch nicht bemerkte, mit welchem scheelem Blick er ihren ungewöhnlichen Aufzug quittierte. Kaum war sie zu Hause angekommen, lief sie hinüber zum Kräutergarten, doch die aufgewühlte Erde und der achtlos hingeworfene Spaten ließen keinen Zweifel: Sie hatte offenbar im somnambulen Zustand die Schatulle ausgegraben und sie womöglich sogar geöffnet.

Kopflös rannte sie die Stufen hinauf in ihr Wohnzimmer und fand dort die Bestätigung. Die aufgebrochene Kasette lag auf dem Tisch und daneben funkelte im Sonnenlicht ein antiker silberner Ohrring mit einem ovalen Saphir!

Verzweifelt ließ Alice den zweiten, im Traum aufgelesenen Ohrring fallen. Von Grauen gepackt schoss sie im Zimmer schluchzend hin und her. Sie hatte versagt wie niemand vorher in all den Generationen der Familie Richards, die seit Äonen dafür verantwortlich war, die Zeit zu beschützen. Nun war es an ihr, ein Chaos zu verhindern! Sie dachte nach und kam endlich zu dem Schluss, dass Tante Grace' Schatulle samt Inhalt nicht in diese Welt gehörte. Die einzige Möglichkeit, ein finales Unglück abzuwenden, bestand darin, das Erbstück in jene Epoche zurückzubringen, aus der es stammte. Schon einmal war es ihr gelungen, das Tor in die Vergangenheit zu öffnen - es würde ihr wieder gelingen müssen!

So verbrachte Alice den Rest ihres Lebens damit, in Vollmondnächten auf Wiesenhügeln umherzustreifen, Tante Grace' Schmuckschatulle mit dem Paar Ohrringe unter den Arm geklemmt. Doch wie oft sie auch auf den taufeuchten Pfaden wanderte, ihren Blick weit in die Ferne richtete und am Horizont entlangschweifen ließ - sie vermochte die Ruinenstadt nicht mehr zu entdecken. Sie war verschwunden, in die Tiefen der Vergangenheit versunken. Das Tor schien verschlossen zu sein und war mit dem Erbstück allein, dem Boten des verflossenen Zeitalters, nicht wieder zu öffnen.

Als Alice Jahrzehnte später starb, begrub man sie auf dem Kirchhof. Ihre Gebeine mögen dort unter der Erde liegen - aber fand sie tatsächlich ihre Ruhe? Es heißt jedenfalls, dass seit ihrem Todestag in hellen Vollmondnächten auf den umliegenden Wiesenhügeln ein Geist umgeht, der ein Kästchen im Arm hält.

Von der Schmuckschatulle fehlte in Alice Richards' Nachlass übrigens jede Spur ...

Blondes Haar

THE NEWSPAPER*, Abendausgabe, 24.04.19..

Drama auf der »Rosalind«

Wie wir soeben von unserer Nachrichtenagentur erfahren haben, ereignete sich in der letzten Nacht ein tödliches Drama auf dem Fährschiff »Rosalind«, das der hiesigen Reederei »Prescott's Dolphins« gehört. Ersten Angaben zufolge wollte sich ein Passagier gegen sechs Uhr abends über Bord stürzen; er konnte aber von Mitreisenden davon abgehalten werden. Wenige Stunden später verstarb der Unglückliche jedoch in seiner Kabine unter noch ungeklärten Umständen. Vermutlich ereilte ihn ein Herzstillstand. Nach unbestätigten Meldungen soll der Tote ein Geschäftsmann mittleren Alters aus Südengland sein. Die »Rosalind« war auf dem Weg von F... nach Dover. Morgen wird sie dort planmäßig eintreffen.

THE NEWSPAPER, Morgenausgabe, 26.04.19..

Die »Rosalind« trifft ein - Harold Penn ist tot

Gestern Abend lief die Fähre »Rosalind« pünktlich in den Hafen von Dover ein. Wegen eines tragischen Todesfalles, der sich während der Atlantiküberfahrt ereignete, hat das Schiff schon vor zwei Tagen von sich reden gemacht. (Wir berichteten darüber in unserer Abendausgabe vom 24.04.) Sofort nach Ankunft der »Rosalind« wurde die Leiche des Verstorbenen zur Autopsie freigegeben. Die Ermittler erhoffen sich hiervon entscheidende Hinweise zur Klärung des Falles. Darüber hinaus sollen in den nächsten Tagen die Passagiere und die Crew der »Rosalind« zu dem Unglück befragt werden.

Bei dem Toten handelt es sich um den allseits bekannten Textilfabrikanten Harold Penn. Der 43-jährige, unverheiratete Unternehmer war auf einer Geschäftsreise. Das Schicksal seiner Firma Penn's Fashion ist bis auf weiteres ungewiss.

THE NEWSPAPER, Abendausgabe, 26.04.19..

Neues zum Tod des Textilfabrikanten Penn

Vor zwei Tagen starb Harold Penn (43) an Bord der »Rosalind« vermutlich im Schlaf an Herzversagen. Die Polizei hat bereits einige Passagiere und die gesamte Schiffsbesatzung zu dem Vorfall verhört. Obwohl der Fabrikant nach Augenzeugenberichten am selben Nachmittag einen Selbstmordversuch unternommen hatte, deuten bisher offenbar alle Indizien darauf hin, dass er eines natürlichen Todes starb.

Die Nachricht vom Ableben Harold Penns löste Trauer und Bestürzung aus. Penn hatte einen großen Freundeskreis und genoss ein hohes Ansehen in der Geschäftswelt. Seine Kleiderspenden für die Armen gewannen ihm allgemeine Anerkennung und viel Sympathien in England sowie im Ausland.

THE NEWSPAPER, Morgenausgabe, 27.04.19..

Unglück auf der »Rosalind« - ein Augenzeuge berichtet

Gestern erhielt unsere Redaktion Besuch von einem Passagier der »Rosalind«. Der bekannte Autor Mark Fowler (39), der unfreiwillig Zeuge des Dramas um Harold Penn (43) wurde, verbrachte drei Tage mit dem Verstorbenen auf der Fähre. Er überließ uns folgenden Bericht, den wir hier ungekürzt wiedergeben.

Ich war einer von 448 Passagieren, als das Fährschiff »Rosalind« am 21.04.19.. aus dem Hafen von F... auslief. Niemand von uns konnte an diesem sonnigen, lauen Morgen ahnen, dass einer der Reisenden Dover nicht lebend erreichen würde. -

Die tagelange Fahrt über den Atlantik drohte wie immer sehr öde zu werden, denn die Aussicht auf den azurnen Himmel und die trägen Wellen mag zwar anfangs recht faszinierend sein, aber mit der Zeit sehnt man sich nach Land, sei es auch nur eine kleine Insel. Bloß Wasser, so weit das Auge reicht - da fühlt man sich schnell einsam. Deshalb sah ich mich gleich am ersten Tag nach Mitreisenden um, durch deren Gesellschaft ich mir die Zeit ein wenig verkürzen konnte.

Es waren hauptsächlich Afrikaner an Bord, deren Sprache ich nicht verstand. So kam ich mit einigen englischen Geschäftsleuten in Kontakt, die allesamt glänzender Laune waren. Einer von ihnen wurde mir als

Harold Penn vorgestellt. Dieser Name war mir aus verschiedenen Zeitungen ein Begriff. Ich hatte schon mehrmals über die Erfolgsgeschichte seines Unternehmens und ebenso über sein soziales Engagement gelesen, doch getroffen hatte ich ihn vorher nie, was nicht verwunderlich ist, denn ich bewege mich normalerweise eher in Künstlerkreisen. In den ersten Stunden unserer Bekanntschaft erlebte ich Penn als adretten Herrn, der für sein Alter ziemlich jugendlich wirkte. Seiner groß gewachsenen, schlanken Statur und der edlen Züge wegen mochte er als gut aussehend durchgehen, obgleich ich diese Einschätzung lieber den Damen überlasse. Er redete mit tiefer, samtiger Stimme und unterhielt die Zuhörer bestens mit seinen Anekdoten aus dem Fernen Osten.

Im Laufe des nächsten Tages ging allerdings eine erschreckende Verwandlung mit ihm vor. Aus dem aufgeschlossenen, leutseligen Weltmann wurde binnen Stunden ein schweigsamer Einzelgänger, der auf dem Schiff einsam Deck für Deck abließ. Wir anderen vier verstrickten uns in Mutmaßungen, meinten schon mal etwas von einem Schiffskoller gehört zu haben und wiegten uns in der trügerischen Sicherheit, dass einem ausgemachten Glückspilz wie Penn nie etwas zustößt und dass einer wie er immer genau weiß, was er tut. Nicht anders ist es zu erklären, dass wir so schnell aufgaben und kein weiteres Gespräch mit ihm suchten, nachdem er uns ein- oder zweimal einfach hatte stehen lassen und vorübergegangen war. Rückblickend muss ich sagen, wir hätten ihn nicht so gewähren lassen sollen, hätten ihn besser im Auge behalten müssen, hätten ihn nicht allein lassen dürfen. Seine plötzliche Verschrobenheit weckte zwar unser aller Interesse, aber unsere Hilflosigkeit besiegelte indirekt vielleicht sein Schicksal. - Nun will ich berichten, welch seltsames Benehmen Penn bald an den Tag legte.

Zuerst fiel uns auf, dass sein Blick sich veränderte. Seine großen, dunklen Augen spähten verwirrt nach links und rechts, nach oben und nach unten. Oft wandte er sich um. Es machte den Eindruck, als ob er etwas wahrnehme, was uns anderen verborgen blieb, doch wollte er nicht sagen, worum es sich dabei handelte. Wenn er erzählte, verlor er schnell den Faden und unterbrach sich selbst durch fahriges Bewegungen. Still zu sitzen fiel ihm immer schwerer, bis es ihn schließlich an keinem Ort mehr hielt. Ob er nach etwas suchte oder sich verfolgt fühlte, konnten wir nicht feststellen. Wir sahen ihn mit den Händen gestikulieren, mal abwehrend, mal nach etwas greifend. Er redete mit jemand Unsichtbarem. Was er sagte, konnten wir aus der Ferne allerdings nicht verstehen. Sein Auftreten wirkte grotesk, beinahe verrückt. Wir kamen letztlich überein, ihn in Ruhe zu lassen, denn wir vermuteten, dass er an Wahnvorstellungen litt, was uns, wie ich zugeben muss, Angst bereitete. So hielten wir von da an Abstand - bis zu jenem denkwürdigen Abend des 23.04., als er gegen sechs Uhr Anstalten machte, über die Reling zu klettern, was nicht nur uns, sondern auch die anderen Reisenden sofort auf den Plan rief.

Zwei Marokkaner hinderten Penn glücklicherweise an seinem Vorhaben und packten ihn ziemlich unsanft am Kragen. Der eilends herbeigeholte Kapitän ließ ihn dann von Matrosen in seine Kabine bringen. Wir vier boten uns an, ihn fortan zu bewachen, was weniger auf christliche Nächstenliebe, sondern mehr auf unser schlechtes Gewissen zurückzuführen war. Der Kapitän war damit einverstanden und wir nahmen unsere Aufgabe wirklich ernst. Jeder von uns sollte nun sechs Stunden Dienst pro Tag haben. Das schien uns angesichts der Brisanz der Situation ein geringes Opfer zu sein. Es musste uns gelingen, Penn von einem erneuten Selbstmordversuch abzuhalten, solange er sich an Bord der »Rosalind« befand. In Dover könnten Experten sich um ihn kümmern. Hier auf der Fähre aber lag sein Leben in unserer Hand.

Gleich in der ersten Nacht hielt ich Wache in Penns Kabine. Er war guten Mutes und sogar wieder einmal ansprechbar, als er sich zu Bett begab. Wir plauderten noch ein wenig über Shakespeare. Im Halbschlaf murmelte er etwas wie »blondes Haar«. Ich glaubte, dass er schon träume, setzte mich an den Tisch, knipste die mattgelbe Leselampe an und holte ein Buch hervor. Als ich ihn Stunden später wecken wollte, gab er keine Antwort mehr. Ich rüttelte ihn. Da fiel das Licht auf seine gebrochenen Augen. Er war im Schlaf gestorben - irgendwann zwischen Mitternacht und sechs Uhr morgens. Der Schiffsarzt konnte nur noch den Tod feststellen und tippte nach kurzer Leichenschau auf Herzversagen.

Am selben Nachmittag räumten wir vier Penns Quartier auf, packten seine Sachen zusammen, verstaute alles in seinen zwei Koffern und ordneten zu guter Letzt die Papiere. Zwischen den vielen Akten, unmittelbar unter dem Terminkalender, fanden wir ein Notizbuch mit schwarzem Ledereinband. Clayton, ein Schuhfabrikant aus Nordengland, meinte, es könne nichts schaden, mal einen Blick hineinzuworfen ... Einerseits waren wir peinlich berührt, als wir merkten, dass es sich bei den Aufzeichnungen um rein private Einträge dreht. Andererseits versprachen die Berichte der vergangenen Tage Licht in die Sache zu bringen.

Eine Analyse jener persönlichen Notizen scheint ja die einzige Möglichkeit zu sein, die seltsamen Geschehnisse aufzuklären. So einigten wir uns schließlich darauf, dass Clayton das Tagebuch an sich nehmen und gleich nach unserer Ankunft in Dover dem für diesen Fall zuständigen Inspektor aushändigen sollte.

Ich kann dem nur hinzufügen, dass ich Harold Penns Tod tief bedauere. Penn war ein ganz besonderer Mensch und ein wichtiges Mitglied unserer Gesellschaft. Leider ist es mir nicht vergönnt gewesen, ihn näher kennenzulernen. Trotzdem schätze ich mich glücklich, zumindest für kurze Zeit seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Wir alle werden ihn nie vergessen.

Mark Fowler

Dover, 27.04.19..

THE NEWSPAPER, Morgenausgabe, 28.04.19..

Die letzten Tage des Harold Penn

Ein Informant, der nicht namentlich genannt werden will, spielte uns gestern nach Redaktionsschluss neues brisantes Material über Harold Penn zu. Dabei handelt es sich um die letzten privaten Aufzeichnungen des verstorbenen Textilfabrikanten. Jenes Notizbuch fanden Mitreisende bei seinen Unterlagen und übergaben es auch bereits der örtlichen Polizei zur Auswertung. Wir lassen im Folgenden Harold Penn selbst sprechen.

Aus dem Tagebuch von Harold Penn

21.04.19.., 10 Uhr abends

Sind heute Vormittag in F... ausgelaufen. Das Wetter war gut, wenig Wind, nur ein paar weiße Wölkchen. Noch spüre ich keine Anzeichen der Seekrankheit. Hoffentlich wird es eine ruhige Überfahrt. - Dieses Mal verspricht es recht kurzweilig zu werden. Habe ein paar englische Geschäftsleute und den bekannten Schriftsteller Mark Fowler kennengelernt. Wir haben uns mit Geschichtenerzählen die Zeit vertrieben. Selten hatte ich auf meinen Reisen so interessante Gesellschaft. Wahrscheinlich werde ich erst zu Hause dazu kommen, meine Unterlagen zu sortieren. - Ich bin froh, dass die geschäftlichen Angelegenheiten mit Fernandez & Co. so schnell geregelt wurden, und bringe gute Nachrichten mit heim.

22.04.19.., 7 Uhr morgens

Habe heute Nacht unruhig geschlafen. Wurde von seltsamen Träumen umfassen. Fühlte ein Kribbeln und Kitzeln am ganzen Körper. Sah einen dünnen Schleier aus goldenen Fäden vor mir und neben mir und um mich herum. Fast schien es mir wie feines, seidiges Haar. Es glänzte und glitzerte, funkelte und knisterte. Es berauschte mich und zog mich an. Welch sonderbarer Traum! So lebendig und betörend, so eindrucksvoll und verstörend! Wenn ich die Augen schließe, spüre ich es wieder. Mir ist, als wäre ich nur einen einzigen Wimpernschlag vom Glück entfernt! - Werde jetzt frühstücken und mich dann mit meinen Reisebegleitern treffen. Ob ich ihnen von meinem Traum berichten soll? Besser nicht.

22.04.19.., 8.30 Uhr morgens

Was geht bloß vor auf diesem Schiff? Ich bin rastlos und aufgewühlt seit letzter Nacht. Kaum einen Bissen konnte ich beim Frühstück hinunterschlucken. Jeder Krümel blieb mir im Halse stecken. Es war da! Vor meinen Augen und hinter mir, neben mir, überall ... Kaum wahrnehmbar glitt es leise an mir vorbei. Ich sah es schimmern und goldene Fünkchen sprühen. Ich konnte nur schauen, mich umblicken, lauschen und fühlen, wie es einem Windhauch gleich an mir vorüberzog. Die Fäden, das Haar - was immer es ist! Kam es aus meinem Traum in die Wirklichkeit oder war es auch gestern schon an Bord? Was ist es, das mich so umgarnt? Was will es? Wem gehört es? Und warum bemerken es die anderen Passagiere nicht?

22.04.19.., 12 Uhr mittags

Bin den ganzen Vormittag mit meinen neuen Bekannten auf Deck herumspaziert. Körperlich war ich bei ihnen, geistig verweilte ich in einer anderen Welt. Ich hatte keine Lust mehr, mit ihnen zu plaudern, und war in Gedanken versunken. Draußen lag die blaue See. Träge bewegten sich die Wellen des tiefen Meeres. Schaumkronen tanzten darauf. Das Schiff tat sich schwer, der Motor brummte. Der Wind heulte klagend, die Luft schmeckte salzig. Der Himmel war azurn, endlos

und eisig. Die Sonne brannte erbarmungslos, heiß und gefährlich. Die Schatten waren schwarz. Das Meer war so dunkel, rauschte mystisch und bedrohlich. Das Schiff schaukelte. Und das weiche, duftende Haar streifte mich, umwallte mich, berührte mich sanft, glänzte verführerisch. Es kam immer näher, versperrte mir die Sicht und fiel auf mich. In diesem Moment riss ich mich von den anderen los. - Ich will nicht mehr mit ihnen zusammen sein. Sie lenken mich nur ab. Sie stellen unsinnige Fragen, wollen wissen, ob es mir gut geht und wonach ich mich umsehe. Sie haben kein Recht, mir solche Fragen zu stellen. Ich ziehe von nun an die Gesellschaft jenes goldenen Haares vor, wer auch immer es über mich geworfen hat. Habe den Eindruck, dass es sich verdichtet. Das Glitzern wird heller - ein Blinken hier, ein Funken da! Diese Reise ist mein Schicksal. Das Haar ist mein Wegweiser; wohin es mich führt, dahin werde ich gehen.

22.04.19.., 10 Uhr abends

Bin ich Jäger oder Gejagter? Den ganzen Tag war ich auf der Suche nach dem blonden Haar. Ich wollte das Wesen finden, dem es gehört. Doch seit ich mich dazu entschlossen habe, es aufzustöbern, kann ich seine Spuren nirgends mehr entdecken. Kein Duft, kein Schimmer, kein Kribbeln, kein Knistern. Es ist weg! Manchmal kann ich sein Leuchten aus den Augenwinkeln beobachten, aber drehe ich mich um, dann ist es plötzlich fort. Wie tief meine Enttäuschung ist! Wie sehr ich mich vor Sehnsucht verzehre! Flieg in meinen Traum, wenn ich mich zur Ruhe begeben, du blondes Haar!

23.04.19.., 9 Uhr morgens

Habe lange geschlafen und süß geträumt! Geträumt von roten Sonnen und grünen Meeren, Pflanzen mit blauen Blättern, Bäumen, deren Äste sich bewegten, als ob sie sprächen, geträumt von hellblauen, schäumenden Himmelszelten und silbernen, auf Seen schwimmenden Pforten, geträumt von Palästen aus Muscheln und Korallen, von zierlichen Wesen, die auf Fischen ritten, von singenden Quallen und wippenden Seepferdchen. Und ich sah mich, umringt von all den Wundern, inmitten der Wesen mit dem goldenen Haar einen kultischen Reigen tanzen. Ich war überglücklich. Was für ein schönes Traumgebilde! Welch heitere Welt es mir vorgaukelt! - Heute will ich noch einmal versuchen, den Ursprung des Haars zu finden.

23.04.19.., 22.30 Uhr

Den ganzen Tag bin ich auf dem Schiff umhergeirrt, um dieses Wesen aufzuspüren und das Geheimnis seines Haars zu ergründen, doch es verbarg sich vor mir. Blickte ich nach vorn, schien es hinter mir zu sein. Wandte ich mich um, huschte es gerade seitlich an mir vorbei. Es verströmte einen betörenden Duft und raunte unverständliche Worte in einer seltsamen Sprache mit tiefer, glucksender Stimme, die wie das Tosen eines Wildbachs klang. Da war kein körperloser Schleier aus goldenen Funken, sondern ein Geschöpf! Ich rief nach ihm, breitete die Arme aus wie ein Schüler, der auf die Erleuchtung durch seinen Meister wartet. Ich schrie in den Himmel und hinaus über die wogende See, auf dass der Wind mein Verlangen nach Erkenntnis zu diesem Wesen tragen mochte.

Und dann, als es Abend wurde und die rötliche Sonne wie ein Ball auf den Horizont zurollte, da sah ich es! Zwischen den golden glänzenden Wellen, auf den glitzernden Schaumkronen schwamm etwas! Es bewegte sich geschmeidig durch das Wasser, kam immer näher und reckte zwei marmorweiße Arme aus den gierigen Fluten. Endlich habe ich verstanden, was das rauschende Meer, dessen Bote diese Kreatur ist, mir sagen wollte: »Komm zu mir!«, murmelte es. »Unten auf dem Grund ist das Reich der Glückseligkeit!«

Da zögerte ich keine Sekunde und kletterte über die Reling, aber zwei Marokkaner vereitelten mein Vorhaben. Bevor es mir gelang zu springen, hievten sie mich schon zurück auf das Deck. Meine Landsleute bewachen mich jetzt rund um die Uhr. Bis zum Ende der Reise werde ich wohl nichts anderes mehr sehen als meine Kabine und die Bücher mit meinen Geschäftsnotizen, die indes alle Bedeutung für mich verloren haben.

Nur das Bullauge gewährt mir den Blick nach draußen. Heute Abend habe ich lange hinausgeschaut, stumm durch das trübe Glas gestarrt. Ich sah, wie der heulende Wind die graue See aufpeitschte. Ich sah, wie sich die Wolken zu düsteren Bergen am Horizont türmten. Ich sah den Polarstern dann und wann blinken. Wir kommen bald nach Hause, dem Norden immer näher. Doch meine Seele bleibt hier bei diesem einzigartigen Wesen aus den schlummernden Tiefen südlicher Gewässer.

Hätte ich eine zweite Gelegenheit - ich würde wieder springen!

Hier enden Harold Penns Aufzeichnungen. Noch in derselben Nacht verschied er.

Nachtrag zum Tod des Textilfabrikanten Penn

Die näheren Umstände des Ablebens von Harold Penn werden immer mysteriöser. Angesichts des Autopsiebefundes steht die örtliche Polizei vor einem Rätsel, das möglicherweise niemand zu lösen vermag. Penn, der seit Beginn seiner Heimreise auf der »Rosalind« wahrscheinlich an Wahnvorstellungen litt, starb laut Zeugenaussagen in seinem Bett, während er schlief. Die Obduktion ergab aber jetzt, dass Wasser in seine Lunge eingedrungen war. Daher lautet die offizielle Todesursache nun: Tod durch Ertrinken. Folglich ist Harold Penn wohl ein zweites Mal gesprungen - aus der Wirklichkeit in eine Wahnwelt und aus dem Schlaf ins Jenseits.

* Diese Zeitung ist eine Erfindung des Autors. (Anm. v. T. D. M.)

Tanz ohne Schritte

Larry Hastings schritt über den trapezförmigen Marktplatz der Stadt. Kalt und glatt war der weiße Marmor und jeder Tritt verhallte mit einem kurzen Echo in der kühlen Frühjahrsnacht. Der Vollmond leuchtete bleich und verzerrt durch die Schleierwolken, die den Himmel wie Gardinen verhängten. Ab und zu fand auch ein Stern eine Lücke und blinkte hindurch. Die engen Straßen waren ruhig und verlassen und versteckten sich zwischen hohen, schmalen Gebäuden, die wie graue Schatten den Platz bewachten. Einsamkeit lag über dem Ort. Kein Mensch weit und breit. Stille und Schweigen. Bloß das fahlgelbe Licht der zierlichen Laternen durchdrang die Finsternis.

»Klipp, klapp! Klipp, klapp!«, hörte Hastings die Absätze seiner Schuhe schallen, bis die Glocke der Turmuhr ihre blecherne Stimme erhob und verkündete, dass es nun Mitternacht war.

»Bim, bam! Bim, bam!«, tönte es einmal und zweimal und noch mal und immer wieder, bis die einzelnen Glockenschläge zu einem ohrenbetäubenden Lärm schwoollen und schließlich in einen einzigen lauten Misston mündeten, der nur langsam verklang und sich wie das Wehklagen einer Trauernden über den Marktplatz legte.

Larry ging schnurstracks auf das Rathaus zu. Er wusste, dass hinter den Mauern des dunklen Amtsgebäudes eine erlesene Gesellschaft seiner harrte. Von außen deutete nichts darauf hin, denn kein Geräusch und kein Lichtschein drang hinaus auf den Platz. Aber kaum hatte Hastings das schwere Eisentor mit beiden Händen aufgestoßen, kam ihm auch schon eine freundlich lächelnde, ältliche Dame entgegen, hakte sich ganz selbstverständlich bei ihm ein und geleitete ihn durch die mit Kandelabern erhellten Korridore hinunter in einen prächtigen Ballsaal, der in rötlich violettes Licht getaucht war. Gespenstisch schimmerten die grotesken Fresken auf den gekalkten Wänden, und von der Decke hingen riesige Lüster mit Tausenden von Rubinen und Amethysten herab.

Ein eigenartiger Ball war es, der hier stattfand - ohne Einlass und Garderobe, ohne Speisen und Getränke, ohne Kellner, ohne Gastgeber. Der Tanz beherrschte die Szene, doch woher die Musik kam, konnte Larry nicht ergründen. Fasziniert sah er dem Treiben zu. Wie war er so plötzlich an diesen Ort gelangt? Es wollte ihm nicht mehr einfallen, wann und warum er beschlossen hatte, jenes Fest zu besuchen. Er wusste bloß, dass er nicht zufällig und keineswegs zum ersten Mal hier war, aber seine Erinnerung an die letzte Begegnung mit der tanzenden Schar war im Laufe der Jahre verblasst. Was sich damals zugetragen hatte, das hatte er inzwischen vergessen.

»Wollen Sie nicht ein Tänzchen wagen?«, säuselte eine aufgeputzte Dame mittleren Alters und sie fasste Hastings sanft am Arm. Dies lenkte seine Aufmerksamkeit zuerst auf ihre barock anmutende Kostümierung, dann auf seine eigene, die nicht weniger lächerlich war: hochhackige Lackschuhe, gestreifte Pumphosen, Jäckchen mit Halskrause. Er musste auf die anderen wie ein Hanswurst wirken, doch schienen sie sich nicht im Mindesten an seiner Maskerade zu stören.

»Tanzen Sie lieber mit mir, junger Herr!«, bot sich eine recht betagte Matrone in Rokoko-Robe an. Weil Hastings nicht unhöflich sein wollte, folgte er ihr.

Ein seltsamer Tanz war es, der nun vollführt wurde. Die Leute in ihren bizarren Verkleidungen wirbelten offenbar ziellos umher. Die Menge bewegte sich wie eine Welle hin und her, auf und ab, mal nach links, mal nach rechts. Körper drehten sich, schritten langsam und dann wieder schneller, streckten und krümmten sich, hüpfen und bückten sich, glitten durch den Saal und gaben dabei keinen einzigen Laut von sich, der vom Stampfen Hunderter Füße gezeugt hätte. Nur *ein* regelmäßiges, trotzig schallendes »Klipp, klapp!« konnte Larry ausmachen. Es rührte von den Absätzen seiner eigenen Schuhe her.

»Sie zerstören ja die liebliche Melodie!«, erzürnte sich ein noch junger Mann mit samtenem Wams und warf Hastings strafende Blicke zu.

»Er kann nicht tanzen! Er kann nicht tanzen!«, gackerten drei fesche Mädchen und kicherten boshaft.

»So heben Sie doch endlich Ihre Füße, Sie Tollpatsch!«, keifte eine Alte mit schlohweißem Haar. »Wer hat Ihnen bloß das Tanzen beigebracht!«, schüttelte sie vorwurfsvoll den Kopf.

»Die Frage ist eher: Wer hat es versäumt?«, meinte Larrys Partnerin und brach somit eine Lanze für ihren Schützling. »Er ist ja gerade erst angekommen. Er wird es noch lernen. Ich werde ihn unterrichten.«

»Bis zum Tagesanbruch muss er es können«, forderte ein Herr mit kleinem Bäuchlein schroff, »sonst wird ihm der Zugang zu unserer Gemeinschaft verwehrt.«

Die Kritiker entfernten sich daraufhin und wendeten sich wieder ihrem Reigen zu. Nur dann und wann, wenn Larrys Absätze zu sehr klapperten, trafen ihn zornige und spöttische Blicke.

»Zu tanzen heißt zu schweben«, mahnte die Lehrerin ihren ungeschickten Schüler. »Schauen Sie den anderen auf die Füße! Seien Sie nicht so schwerfällig, Herrgott! Haben Sie denn Blei an den Sohlen? Sehen Sie hin, Hastings!«, ereiferte sich die Matrone und ihr faltiger Brustansatz wippte dabei auf und nieder.

Larry dachte keine Sekunde darüber nach, woher sie seinen Namen kannte. Er blickte bloß wie gebannt nach unten auf den steinernen Boden, der rötlich violett schimmerte und den kein Fuß berührte. Allesamt schwebten sie eine Handbreit über dem Grund!

»Sie können das lernen!«, munterte die Dame ihn auf. »Wir haben noch ein paar Stunden Zeit. Ich werde Sie im Tanz ohne Schritte unterweisen.«

Eine sonderbare Musik war es, die hier gespielt wurde - eine Symphonie aus sanften Tönen, mal getragen und feierlich, dann feurig, ja schwärmerisch. Sie ließ eine Melodie vermissen, wechselte ständig den Takt, wirkte abgehackt und trotzdem überladen. Falls das seltsame Werk tatsächlich einen Rhythmus hatte, dann war er für Hastings nicht erkennbar. Zwar tröstete er sich damit, dass er von jeher unmusikalisch gewesen war, aber diese Symphonie bereitete ihm großes Unbehagen. Welches Instrument mochte wohl die hellen, schwingenden Töne hervorbringen? Jedenfalls keines, von dem er je gehört hatte. Und überhaupt! Nirgendwo war eine Kapelle oder gar ein Orchester zu sehen. Woher also kam die wundersame Musik?

»Wo haben Sie Ihre Gedanken, junger Mann?!«, schalt die Alte mit der gepuderten Lockenperücke. »Ahmen Sie meine Bewegungen nach und achten Sie auf den Gesang!«

»Was für ein Gesang?«, fragte Larry verständnislos. »Ich höre nur dieses unbekannte Instrument.«

»Das ist die Stimme der Wände des Hauses«, erklärte sie ihm.

»Die Mauern singen?«, schlussfolgerte er mit zweifelnder Miene und einem schwachen Lächeln auf dem Gesicht.

»Unsere Gegenwart bringt die Steine zum Schwingen«, erläuterte sie.

»Das muss ein Traum sein!«, schüttelte Larry den Kopf.

»Dann träumen Sie den Tanz, mein Bester!«, forderte sie ihn auf.

Kein weiteres Wort wurde danach gesprochen, aber Blicke gewechselt, die mehr verrieten, als Worte jemals hätten sagen können.

Die Turmuhr schlug eins, als Hastings damit begann, die tanzende Gesellschaft zu studieren. Aus vielen Epochen schienen die Akteure zu stammen. Nicht nur ihre Kleidung, die er anfangs fälschlicherweise für Kostüme gehalten hatte, sondern auch ihre unterschiedlichen Umgangsformen deuteten darauf hin. Irgendetwas hatte sie alle hierher gebracht - genauso wie ihn. Nichtsdestotrotz verstärkte sich bei ihm der Eindruck, dass die offenbar bunt zusammengewürfelte Schar von Leuten nicht wirklich eine Einheit bildete. Mag sein, dass sie wussten, wie man den Tanz vollführt. Doch wussten sie auch, warum sie es taten? Mag sein, dass sie ein musikalisches Meisterwerk erkannten, wo er eine Kakophonie irrwitzig aneinandergereihter, arrhythmischer Missklänge vernahm. Aber war es nicht töricht, zu glauben, dass das Rathaus selbst die Töne erzeugte?

Die Turmuhr schlug zwei, als Hastings anfang, an seinem Verstand zu zweifeln. Er befand sich noch immer in seiner Heimatstadt. Es war eine von Dutzenden Vollmondnächten. Kein Feiertag stand an, keine Festlichkeit war geplant. Kurzum, es gab keinen Anlass, warum eine so illustre Gesellschaft mit Hunderten, vielleicht Tausenden von Gästen gerade in dieser Nacht in den Kellergewölben eines Verwaltungsgebäudes einen rauschenden Ball veranstalten sollte. Außerdem fragte Larry sich in einem fort, was er eigentlich zur mitternächtlichen Stunde auf dem Marktplatz gewollt hatte und wie er plötzlich hierhergelangt war.

Die Turmuhr schlug drei, als Hastings versuchte, das Beste aus dem bizarren Erlebnis zu machen. Er rang sich endlich dazu durch, alle seine Bedenken zu zerstreuen. Er wollte der Vernunft entsagen und sehen, ob es ihm möglich war, diesen Tanz ohne Schritte zu erlernen, der der Schwerkraft trotzte. Larry ahmte die Bewegungen seiner Tanzpartnerin und die der übrigen Anwesenden nach, doch allein vom Pirouettieren und Schaukeln bekam er die Füße nicht von der Erde. Während die anderen, grotesken Karikaturen süßer Engel gleichend, über den Boden segelten und elegante Figuren zeigten, haftete er auf dem Grund, als zögen ihn unsichtbare Gewichte nach unten. Inmitten dieser ätherisch anmutenden Wesen kam er sich tonnenschwer vor. So schnell würde er es wohl nicht schaffen, es den geübten Tänzern gleichzutun.

Die Turmuhr schlug vier, als Hastings bewusst wurde, dass ihm nur noch wenig Zeit verblieb, denn der Großteil der Nacht war bereits vorüber. Wenn es ihm nicht gelänge, einer von ihnen zu werden, bevor der Morgen graute, dann würden sie ihn aus ihrem Kreis verbannen und er könnte niemals ihr Geheimnis lüften. Sicher, er war schon einmal hier gewesen, und nun gaben sie ihm eine zweite Chance. Wenn er aber erneut scheiterte? Während Larry so überlegte, schnappte er bruchstückhaft Töne und Rhythmen auf, und darunter mischte sich das Klappern seiner Absätze. Im rötlich violetten Schimmer grinsten die fratzenhaften Fresken auf den Wänden, und die alte Dame unterwies ihn wortlos in dem

skurrilen Reigen. Doch er schritt mehr, als er glitt, und er hüpfte, anstatt zu schweben.

Die Turmuhr schlug fünf, als Hastings der Verzweiflung nahe war. Er begann, ein wiederkehrendes Muster in den klaren, klagenden Tönen zu erkennen, und fing an, eine Leichtigkeit in seinen Fesseln zu spüren. Seine Füße schienen sich mühelos zu bewegen, seine Beine von dem abgehackten Rhythmus getragen zu werden. Es gab einen Moment, da hatte er das Gefühl, für ein paar Sekunden abzuheben. Das war ganz unbeschreiblich! Doch es zog ihn zurück auf den harten Steinboden, der ihm jetzt kalt und glitschig vorkam und für ihn die Mühsal des Lebens symbolisierte. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet: forschende, staunende, wohlwollende, ablehnende. Die anderen schauten auf seine Füße und lauschten dem Klappern seiner Schuhe, das die Symphonie entweihte. Sie warteten darauf, dass er zu einer weiteren Levitation ansetzte, aber er enttäuschte sie. Sein Wille war eisern, doch der Tanz war zu schwierig.

Die Turmuhr schlug sechs, als zwei Herren Hastings beiseitenahmen und freundlich aufforderten zu gehen.

»Gewähren Sie mir noch zwei, drei Stunden!«, flehte er die beiden Männer an.

»Ihre Zeit ist abgelaufen«, sagte der eine, der wie ein mittelalterlicher Knappe gekleidet war.

»Sie haben ohne Frage Talent für den Tanz ohne Schritte«, räumte der andere ein. Der Frackträger rückte seine Fliege zurecht und meinte: »Unsere Gesellschaft erwartet Sie ein andermal.«

Dann führten die Herren Hastings durch die mit Kandelabern beleuchteten Gänge nach oben, öffneten das Tor und warfen ihn hinaus. Da stand er nun im Morgengrauen auf dem mit weißen Marmorplatten belegten Marktplatz der Stadt, als die aufgehende Sonne das Kreuz auf dem Kirchturm in goldenes Licht tauchte. -

»Er kommt gleich wieder zu sich!«, hörte Larry eine schrille Stimme wie aus der Ferne rufen.

In diesem Moment verschwamm ihm die Stadt vor den Augen. Er fühlte sich matt, wie auf Wolken gebettet. Ihm war ganz schwindelig und sein Kopf brummte, als wäre er gerade gegen eine Mauer gelaufen. Metallisches Klirren und Stimmengewirr drangen an sein Ohr. Plötzlich traf ihn von oben ein heller Schein. Hastings sah sich orientierungslos um - er befand sich in einem Hospital! Wieder einmal hatten sie ihn zurückgeholt und seinen Wunsch, zu sterben, missachtet. Ein weiterer Versuch, aus dem Leben zu scheiden, war kläglich gescheitert, doch seine Sehnsucht nach dieser anderen Welt blieb. Und eines Tages würde er es schaffen, den Tanz ohne Schritte bis zum Morgen zu erlernen. Dann wird er für immer und ewig als Mitglied der Ballgesellschaft sorglos im Raum schweben und die Symphonie genießen.

»Selbstmord« ist ein hartes Wort, geprägt von denen, die nicht verstehen, was es heißt, in Vollmondnächten in unterirdischen Gewölben zur jenseitigen Musik des Wahnsinns gemeinsam mit Seelenverwandten das Tanzbein zu schwingen, ohne dabei den Boden zu beflecken.

Am Kamin

Draußen rieselte der Schnee vom dunkelgrauen Himmel. Der Tag war weit fortgeschritten, es dämmerte bereits und das Städtchen sank in abendlichen Schlummer. Drinnen knisterte das Feuer im Kamin und sprühte rote Funken. Davor saßen vier alte Freunde in fröhlicher Runde und vertrieben sich die Zeit. Sie plauderten angeregt über dies und das, sprachen über Gott und die Welt und verurteilten einhellig die verfehlte Tagespolitik. Dabei rauchten sie Zigarren und tranken einen schweren, teuren Bordeaux. Dann schweiften ihre Blicke im großen, hell erleuchteten Salon umher und trafen sich schließlich im lodernden Kaminfeuer. Es war ein Herrenabend wie jeden Donnerstag. Die Themen variierten, ansonsten blieb alles gleich.

»Kürzlich habe ich gelesen, dass Vögel intelligenter sind, als man immer glaubte«, warf Malcolm, der Forscher, ein. Allzu gern hätte der Ornithologe das Gespräch auf sein Lieblingsthema gelenkt.

»Ich bin der festen Überzeugung, dass das dümmste Wesen auf diesem Erdball der Mensch selbst ist«, gab Barry, der Schriftsteller, eine Kostprobe seines Zynismus.

»Wie bist du denn zu dieser Erkenntnis gelangt?«, wollte Humphrey, der Psychologe, wissen.

»Nun, der Mensch ist wohl das einzige wirklich unvernünftige Wesen auf der Welt«, erklärte Barry und zog an der Zigarre, »denn er findet es ganz normal, Unnützes zu tun und über Sinnloses nachzudenken. Sieh uns an! Wir vier sind der beste Beweis.«

Wesley hatte sich bisher zurückgehalten. Er kannte Barry von allen hier Anwesenden am längsten und wusste, dass es zwecklos war, sich gegen seine haarsträubenden Ansichten aufzulehnen. Barry machte sich einen Spaß daraus, abwegige Behauptungen aufzustellen, um damit anzuecken. Die vorgebrachten Einwände verdrehte und zerpflückte er dann nach Belieben. Sein ganzes Denken schien Wesley nur verquer. Deshalb zog er es vor, Wortgefechten mit dem notorischen Menschenfeind aus dem Wege zu gehen.

Wesley war Mitte vierzig und leicht ergraut. Das erste Speckröllchen wölbte sich unter seinem Maßanzug. Noch aber hatten Schneider und Friseur keine Mühe, das Fortschreiten des Alterungsprozesses zu verbergen. Vieles verband die vier Männer in der Runde. Trotzdem war Wesleys Stellung eine besondere. Aufgrund eines ererbten Vermögens war er frei von allen Zwängen und verbrachte die Zeit vornehmlich mit Reisen und Müßiggang. Er war zufrieden, jedoch nicht glücklich. Manchmal wünschte er sich eine Lebensaufgabe, aber der Kampf mit der Trägheit war hart genug. Die Unfähigkeit, sich zu großen Taten aufzuraffen, war wohl sein gefährlichster und stärkster Gegner. Dieser Gedanke kam ihm und wollte nicht mehr weichen, solange er sein Glas in der Hand wiegte und dem roten Wein beim Fließen zusah.

»Selbst scheinbar sinnlose Dinge können eine tiefere Bedeutung haben«, berichtigte Humphrey den Schriftsteller. »Ich denke, es gibt nichts völlig Unnützes auf der Welt. Alles hat seine Daseinsberechtigung.«

»Wie steht es mit Krankheit, Abartigkeit oder Kriminalität?«, mischte sich Wesley schließlich doch ein.

»Gäbe es nicht die Krankheit, so gäbe es auch keine Gesundheit. Wäre da nichts Abartiges auf Erden, was wäre dann normal?« Humphrey konnte überzeugend sein.

»Ja«, pflichtete Malcolm dem Psychologen bei, »wenn zum Beispiel niemand sterben müsste, wüsste man nicht, wie wertvoll das Leben ist.«

»Tod und Leben sind gar nicht verschieden«, widersprach der alles verneinende Schriftsteller. »Es sind vielmehr nur wandelbare Erscheinungsformen des Seins.«

Heftiger Protest erschallte nun in der Runde. Jetzt ging Barry wirklich zu weit! Malcolm, der Naturforscher, und Humphrey, der Psychologe, fühlten sich auf diesem Fachgebiet bewandert und wollten sich hier keine Blöße geben. Ein Scharmützel entspann sich zwischen den Wissenschaftlern, die sich auf Lehrmeinungen stützten und hartnäckig darauf beharrten, und den beiden Zweiflern, die aus lauter Langeweile sowie aufgrund eines Überschusses an Phantasie fast alles für möglich hielten. Die Gelehrten lachten aus vollem Halse und Barry freute sich, dass es ihm gelungen war, den Freundeskreis in zwei Lager zu spalten. Noch mehr aber gefiel ihm die Tatsache, dass sich Wesley erstmals in all den Jahren auf seine Seite zu schlagen schien, denn er bestätigte seine Vermutung mit folgendem Satz: »Ich halte diese Theorie für äußerst interessant!«

»Sie hat nur einen Haken. Es gibt keinerlei Beweise, die sie untermauern«, triumphierte Malcolm vorschnell.

»Immerhin habe ich auf meinem letzten Ausflug nach Glastonbury die Geister der Toten munter zwischen den Ruinen der Abtei tanzen sehen.« Barrys Bemerkung rief ungläubige Blicke bei den Wissenschaftlern hervor.

»Sag bloß, du glaubst das auch noch!«, griff Malcolm Wesley vorwurfsvoll an.

Dieser verblüffte ihn jedoch mit der Beichte: »Ich weiß, dass es übernatürliche Dinge gibt. Ich habe sie erlebt.« Psychologe Humphrey zog daraufhin die Augenbrauen hoch, so wie er es gewöhnlich tat, wenn wieder mal ein interessanter Fall bei ihm gelandet war.

»Vor rund einem Jahr«, erzählte er, »kam eine Patientin zu mir und behauptete, dass Außerirdische in ihrem Gefrierschrank hausen.«

»Was mag wohl darin gelegen haben, das ihr unbewusst solche Angst bereitete?«, übte sich Wesley im Analysieren.

»Für alles angeblich Übersinnliche gibt es eine ganz einfache Erklärung«, war Malcolm überzeugt.

»Ich habe selbst eine Erfahrung dieser Art gemacht«, gestand Wesley seinen erstaunten Freunden. »Es war im letzten Sommer in Frankreich und es geschah im Schlosspark von C. - Den ganzen Vormittag hatte ich benötigt, um die Räumlichkeiten des prächtigen Schlosses zu besichtigen. Inzwischen war es Mittag geworden, die Sonne stand hoch am hellblauen Himmel und lockte mich hinaus. Also lief ich durch die wundervollen Gärten, die mich fast noch mehr beeindruckten als das Schloss. Es war wirklich die reizendste Anlage, die ich je gesehen habe. Eine breite, von Buchen gesäumte Allee führte vom Haupteingang geradeaus durch den riesigen Park. Zu beiden Seiten sprudelten Fontänen und mit Tierskulpturen verzierte Brunnen. Statuen antiker Götter und exakt beschnittene Hecken wiesen mir den Weg. Ich blieb oft stehen und erfreute mich am Anblick einer schön modellierten Venus aus Alabaster oder erquickte mich mit dem frischen Wasser, das in den lieblichen Brunnlein aus breiten Frosch- und Fischmäulern plätscherte. Bald nahm mich der Garten ganz gefangen und ich beschloss, den Rest des Tages in C. zu verbringen, denn dieser Park lohnte eine nähere Betrachtung. Irgendwann verließ ich dann die Allee und bog nach links ab. Ich setzte mich auf eine gemütliche Bank, die unter einer alten Weide stand, und holte den Reiseführer hervor, der mir schon bei der Besichtigung des Gebäudes gute Dienste geleistet hatte. Die Beschreibung der einzelnen Plastiken und der architektonischen Details sowie die botanischen Besonderheiten der Anlage interessierten mich jedoch wenig. Stattdessen verweilte ich bei der Biographie eines ehemaligen Schlossherrn, um nicht zu sagen, sie fesselte mich. Er war ein Comte und hieß Robert Soundso. Sein voller Name ist mir leider entfallen. Zeit seines Lebens sammelte er Schmetterlinge und schmiedete Verse für seine Mätressen. Er endete als Wahnsinniger, eingesperrt in einem Turmzimmer seines eigenen Schlosses.«

»Was führte dazu, dass er den Verstand verlor?«, unterbrach Humphrey die Erzählung mit berechtigtem Interesse. Der Psychologe nahm natürlich stets regen Anteil an den seelischen Leiden seiner Mitmenschen, egal ob sie noch lebten oder bereits Jahrhunderte tot waren.

»Darauf wollte ich gerade kommen«, fuhr Wesley in seinem Bericht fort. »Um den Ausbruch dieser Krankheit rankt sich eine Legende, die reichlich seltsam ist und die man im Reiseführer nachlesen kann, was ich mindestens drei Mal tat, weil sie mir gar zu phantastisch schien.«

»Was ist ihm denn zugestoßen?«, fragte jetzt auch Barry ungeduldig.

»Er brach in einem Pavillon draußen im Park bewusstlos zusammen und erholte sich davon nie wieder. Seinen Ärzten gegenüber sprach er von Spiegeln, die die Wände des Häuschens verkleideten, doch das hatte von Anbeginn nur aus Mauerwerk bestanden, welches mit hohen, schmalen Fenstern versehen war. Obgleich jene Spiegel nicht wirklich vorhanden waren, behauptete der Graf, dass sie die Welt verzerrten, verbögen und vervielfältigten. Der arme Robert glaubte tatsächlich fortan, er habe unzählige Doppelgänger, die auf seinem Anwesen umherirrten und bloß darauf warteten, seine Stelle einzunehmen. Am absurdesten ist aber wohl, dass er davon überzeugt war, dass die Statuen im Park sich bewegten, die Fontänen sich in tierische und menschliche Gestalten verwandelten und die Bäume eine höhere Intelligenz besäßen und sich mithilfe ihrer Kronen in äußeren Dimensionen fortpflanzten. Kurzum, er war total verrückt und blieb es bis an sein Lebensende.«

»Was geschah mit dem Pavillon?«, wollte Barry wissen.

»Nun, das ist das eigentliche Geheimnis«, machte Wesley es spannend. »Ich habe ihn gesehen, obwohl ich ihn nicht hätte sehen dürfen! Stellt euch vor, während ich die Reiselektüre las, kam ein Tourist aus England vorbei und fragte mich nach dem Weg. Weil es unterdessen bereits drei Uhr nachmittags war, dachte ich, es sei auch für mich an der Zeit, weiterzugehen. Es dauerte nicht lange - mag sein, dass ich ein- oder zweimal die Richtung wechselte -, da wurde ich eines kleinen runden Gebäudes am Ende eines schmalen Seitenweges gewahr. Ich lief den Pfad entlang, schnell und immer schneller. Mein Herz klopfte vor Aufregung, denn als ich näher kam, wurde mir klar, dass dieses halb verfallene Gemäuer nichts anderes sein konnte als der einst so prächtige Pavillon. Staunend stand ich schließlich davor. Er war ein schäbiges Ding mit einem schadhaften, kegeligen Dach, verstaubten, gesprungenen Fenstern und bröckelnden, schmucklosen Mauern. Schön war er nicht mehr anzusehen, doch er zog mich in seinen Bann. Die traurige Geschichte von dem Grafen hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht. Ich brannte vor Neugier auf jenes unheilbringende

Bauwerk, das eigentlich bloß der Belustigung dienen sollte und letztendlich Roberts Schicksal besiegelt hatte. Einmal dort stehen, wo er gestanden, als ihn das Unglück ereilte; einmal nur durch diese Glasscheiben schauen, die ihm vorgegaukelt hatten, sie seien Spiegel; einmal diese Atmosphäre spüren, die ihn in den Wahnsinn getrieben ... Ihr könnt euch denken, dass ich nicht lange zögerte und in den heruntergekommenen Pavillon hineinging, obschon seine Baufälligkeit recht abschreckend war. Was glaubt ihr wohl, was ich nun sah?«, fragte Wesley triumphierend.

»Das Innere einer Ruine, nehme ich an«, antwortete Malcolm, der Forscher, nüchtern.

»Im Gegenteil!«, widersprach Wesley aufgewühlt. »Kaum hatte ich den Pavillon betreten, erstrahlte er in seinem alten Glanz. Ein glitzernder Lüster hing von der stuckverzierten Decke, die Wände waren weiß getüncht und mit barocken Reliefs dekoriert. In den Nischen wachten Hermesstatuen, und die großen Fenster, die vom Boden bis zum Plafond reichten, diese klaren, hellen Fenster aus blinkendem Glas waren blanke Spiegel! Vor und hinter mir, links und rechts von mir, überall um mich herum blitzten sie und zeigten mein Abbild. Es war beängstigend, den eigenen Körper so verzerrt in verschiedenen Größen und von allen Seiten gleichzeitig zu sehen. Mir wurde ganz schwindelig und ich fühlte mich bedroht. Ich wollte nur noch raus! Doch wo vorher Fenster gewesen, waren jetzt bloß Spiegel, und eine Tür konnte ich beim besten Willen nicht finden. Verzweifelt trommelte ich mit den Fäusten an die Scheiben und trat gegen die Wände, aber erst als ich eine der Statuen aus ihrer Nische gerissen und umgeworfen hatte, erblickte ich in der Mauer dahinter einen Spalt. Ich zwängte mich hindurch und stand wieder draußen im Schlosspark - vor dem verfallenen, scheinbar harmlos vor sich hin träumenden Pavillon.«

Wesley machte eine Pause, um tief Luft zu holen und einen Schluck Wein zu trinken. Die Erzählung hatte in ihm die Erinnerung an das unheimliche Erlebnis wachgerufen. Das nahm ihn sichtlich mit.

»Was hast du getan, Wes?«, fragte Barry bestürzt.

»Ich lief weg, so schnell ich konnte. Raus aus dem Park und fort von C. Das Schlimmste stand mir aber noch bevor! Am selben Abend las ich in meinem Hotelzimmer im Reiseprospekt die Biographie des Grafen zu Ende. Ganz zum Schluss wurde etwas erwähnt, was mir schier die Sprache verschlug. Der Pavillon - ich konnte es kaum fassen - war kurz nach dem Anfall des Comte bis auf die Grundmauern abgetragen worden!«

»Das ist in der Tat eine bemerkenswerte Geschichte!«, entgegnete Barry bewegt.

»Eine schier unglaubliche Geschichte!«, zweifelte Malcolm.

Nur Humphrey sagte nichts dazu und meinte bloß: »Es ist spät geworden. Das Kaminfeuer geht gleich aus.« Obwohl Gastgeber Wesley noch einen Holzscheit nachlegte, um es wieder anzufachen, machte sich zunehmend Aufbruchstimmung breit. Die Gäste leerten ihre Gläser und stellten das Rauchen ein. Sie rutschten unruhig auf den Polstern hin und her und blickten abwechselnd hinaus in das nächtliche Schneetreiben und auf die goldenen Armbanduhren. Es war Donnerstagnacht und der Herrenabend neigte sich dem Ende zu. In einer Woche würde das nächste Treffen stattfinden.

»Wir müssen diese Diskussion bei Gelegenheit unbedingt fortsetzen«, forderte Barry entschlossen.

»Ja, ich werde mir in den kommenden Tagen auch mal so eine Spukgeschichte ausdenken!«, scherzte Malcolm boshaft, weil er das Gefühl hatte, von Wesley hinters Licht geführt worden zu sein.

Humphrey sah Wesley ernst und besorgt an. Als die anderen gegangen waren, nahm er seinen Mantel und zog eine Visitenkarte hervor.

»Wenn du Hilfe brauchst, dann bin ich immer für dich da«, versprach er. Mit diesen gut gemeinten Worten trat der Psychologe hinaus in die Nacht und stapfte durch den tiefen weißen Schnee.

Das Loch in der Wand

London, 21.01.19..

Meine liebe Freundin Deirdre,

seit ich deinen letzten Brief erhalten habe, sind merkwürdige Dinge passiert. Doch lass mich von vorn beginnen. -

Du weißt ja, dass ich seit einigen Wochen (seit fast drei Monaten!) unter einer nicht enden wollenden Schreibblockade leide. Du kennst das bestimmt nicht; dir fließen die Worte stets leicht aus der Feder. Jedenfalls ist dies die schlimmste Schaffenskrise meines Lebens. Von all den privaten und finanziellen Problemen, die mich plagten, habe ich dir bereits berichtet und darüber will ich heute schweigen. Es ist etwas anderes geschehen, was ich dir unbedingt mitteilen muss - etwas Seltsames, das mich sehr beängstigt. Wie soll ich bloß anfangen? Bitte versprich mir eines, bevor ich dir mein Herz ausschütte: Versprich mir, dass du mich nicht für verrückt erklärst, wenn du erfährst, was sich in meinem Haus abspielt! Brich nicht die Verbindung zu mir ab, lass mich nicht mit meiner Verzweiflung allein! Gib mir einfach einen Rat und mach mir Mut oder lass beides sein. Nur wende dich nicht von mir ab und sag mir ehrlich, was du von der ganzen Sache hältst.

Seit vergangener Woche hat mein Zimmer sich verändert. Jetzt lach nicht los, es ist wahr! Die Wände, der Fußboden und selbst die Decke scheinen dynamisch und elastisch geworden zu sein. Wenn ich umherlaufe, habe ich immer das Gefühl, dass ich ein wenig einsinke. Die Decke hingegen wölbt sich ein bisschen nach oben. Berühre ich mit der Hand die Wand, so ist sie weich und warm statt hart und kalt, wie sie eigentlich sein sollte. Ich weiß, das alles klingt schon unglaublich. Da ist aber noch mehr. Im Grunde bedeutet mir die Beschaffenheit der Wände gar nichts. Am besten, du vergisst das gleich wieder und konzentrierst dich auf das Folgende. Ärgerlich, ich hätte dir gar nicht erst von diesen nebensächlichen Dingen erzählen sollen!

Du weißt ja, wie es mir ergeht, wenn mir nichts einfällt. Ich sitze dann vor der Schreibmaschine, tippe irgendetwas, was ich hinterher nicht mal lese, und schmeiße schließlich Blatt für Blatt in den Papierkorb, bis er überquillt. In letzter Zeit wurde mir selbst das zu viel. Ich hockte bloß noch untätig auf meinem Drehstuhl und starrte tagelang auf die stumme Schreibmaschine und den weißen Bogen Papier. Irgendwann taten mir davon die Augen weh und ich schaute zum Fenster, aber das ungewöhnlich frostige Wetter hatte sie mit Eisblumen verziert und undurchsichtig gemacht. So schweiften meine Blicke im Arbeitszimmer umher. Ich musterte die Lampe oben an der gewölbten Decke, betrachtete den Schreibtisch, die Schränke und Kommoden - all die dunklen Möbel aus wurmstichigem Holz, die ich von Flohmärkten zusammengetragen habe, weil diese alten Sachen meine Phantasie beflügeln.

Freilich bietet so ein Raum auf die Dauer nicht viel Abwechslung. Daher stierte ich immer wieder auf dieselbe Stelle: die Lücke zwischen den beiden großen Schränken gegenüber meinem Schreibtisch. Zu Anfang war da nur ein kleiner Fleck. Er war nicht weiter auffällig. Ich dachte, es sei ein Fehler in der Tapete oder die Mauer sei ein bisschen feucht, wie's im Winter hier ja nichts Besonderes ist. Stell dir nun mein Entsetzen vor, als der Fleck zusehends größer und schwärzer wurde! Ich tastete die Wand ab, aber dann tauchte ich meine Hand geradewegs in ein merkwürdiges, lichtloses Etwas. Es war weder warm noch kalt, weder luftig noch feucht - da war einfach *nichts*. Es ist ein Loch in der Wand meines Hauses und mir graut davor! Jedes Mal, wenn ich in seine Richtung blicke, wächst es weiter. Ich müsste es vermeiden hinzusehen, doch wie soll ich das denn bewerkstelligen? Unwillkürlich schaue ich hin und beobachte, wie es sich von Tag zu Tag ausdehnt.

Wie gerne würde ich einfach weglaufen! Aber ich befürchte, dass sich auch an anderen Orten Löcher auftun werden. Es liegt ja sicher nicht an der Wand. Da musst du, liebe Deirdre, mit mir einer Meinung sein. Die Mauern waren stets unversehrt. Dieses Haus ist ein ganz gewöhnlicher Backsteinbau wie Millionen ähnliche Backsteinbauten anderswo auf der Welt. Nein, die Wand trifft keine Schuld. Sie ist in Ordnung. (Das sagt sogar mein Nachbar, dieser Carter, und er muss es wissen. Schließlich wohnt er ja auf der anderen Seite.) Ich bin überzeugt, es sind meine Augen. Ich starre Löcher in die Mauern!

Mir bereitet das alles große Sorge. Was soll ich bloß machen? Ich bin so bedrückt von den beunruhigenden Vorgängen in meinem Haus. Kann nicht mehr schlafen und nichts mehr essen, traue mich kaum noch hinaus. Habe eine schwere Kommode aus Eichenholz vor das Loch geschoben und warte bangend ab.

Meine liebe Deirdre, du bist meine einzige Seelenverwandte. Nur du verstehst mich - wenn es überhaupt einer tut!

Schreib mir bitte recht bald, wie du darüber denkst und wie ich weiter vorgehen soll. Deiner raschen Antwort harret fiebernd

Dein verzweifelter Leland

Oxford, 23.01.19..

Mein lieber Leland,

mit Bestürzung habe ich deinen letzten Brief gelesen. Wenn die Dinge, die du geschildert hast, wirklich geschehen, wenn dieses bedrohlich wachsende Loch in der Wand wahrlich real ist, bist du in Schwierigkeiten. Aber noch - und das sage ich mit aller Vorsicht - mag ich nicht daran glauben. Es scheint mir zu phantastisch, als dass ich es für bare Münze nehmen könnte. Ich halte dich nicht für verrückt, wie du befürchtet hast. Nein, keiner dreht über Nacht einfach durch. Gerade du warst schließlich trotz deiner Kreativität stets vernünftig und besaßest den Gleichmut, der mir meist fehlt. Doch ich möchte die Möglichkeit nicht ganz außer Acht lassen, dass du vielleicht einem Hirngespinnst aufgefressen bist. Und jetzt will ich dir erklären, wie ich zu diesem Schluss gekommen bin.

Dein Haus ist ziemlich finster, besonders im Winter, wenn es auch draußen kaum richtig hell wird. Kann es da nicht sein, dass die dunkle Stelle zwischen den Möbeln bloß ein Schatten ist? Dein Arbeitszimmer war immer schon so schlecht beleuchtet, dass das Licht nicht in jeden Winkel des Raumes dringt.

Abgesehen davon denke ich, dass deine Schreibblockade bereits verdächtig lange währt. Ganz ehrlich, mein Bester, du brauchst dringend eine Pause! Du solltest aufhören, dauernd vor der Schreibmaschine zu sitzen. Geh doch mal ein bisschen durch die Stadt spazieren oder fahr für ein paar Tage weg! Wenn du dich erholst und neue Eindrücke gesammelt hast, wird sich deine Schreibblockade von selbst lösen - und das Loch in der Wand wird verschwunden sein.

Ich habe aber noch einen anderen Vorschlag: In zwei, drei Tagen könnte ich nach London kommen und mich persönlich vom Zustand deines Hauses überzeugen. Im Augenblick muss ich leider ein paar eigene Probleme aus der Welt schaffen, die nicht minder quälend und auch keinesfalls weniger grotesk sind als deine. Ich möchte dich jetzt jedoch nicht damit belasten.

Schreib mir einfach, ob es dir recht ist, wenn ich dir einen Besuch abstatte. Bis dahin!

Deine Freundin Deirdre

London, 25.01.19..

Beste Deirdre,

du ahnst nicht, wie dankbar ich dir für dein großzügiges Angebot bin. Die Aussicht, dich in Kürze bei mir zu haben, und zu wissen, dass du meine Sorgen ernst nimmst - du weißt gar nicht, wie viel mir das bedeutet. Bitte komm her, wann immer du willst, aber möglichst schnell! Es ist noch weitaus schlimmer geworden. Überall in meinem Haus, in jedem Raum entstehen Löcher. Es ist beängstigend, gruselig. Ich tue nachts kein Auge mehr zu. Ich werde mich erst wieder besser fühlen, wenn du hier bist und mir bestätigst, dass ich mir das alles nur einbilde. Oh, ich bete darum, dass es bloß eine Sinnestäuschung ist!

Ich flehe dich an, Deirdre! Besuche mich bald, warte nicht zu lange! Sonst haben mich entweder die Löcher geschluckt oder ein Wahnsinniger öffnet dir die Tür. Du bist meine letzte Rettung, denn du sagst mir die Wahrheit, mag sie auch bitter sein.

Es erwartet dich sehnlichst

Dein alter Freund Leland

Oxford, 27.01.19..

Lieber Leland,

morgen fahre ich nach London. Gegen Mittag werde ich dich aufsuchen. Eigentlich wollte ich heute den Abendzug nehmen, doch ich muss unbedingt noch etwas zu Ende bringen.

Deine Deirdre

Oxford, 28.01.19..

Leland, mein lieber Freund,

es tut mir so leid, dass ich dich enttäuschen muss. Glaub mir, ich wollte zu dir kommen und dir beistehen, aber bedauerlicherweise haben die Vorgänge in meinem Haus eine dramatische Wendung genommen. Ich kann nicht mehr weg, nicht fort von hier, obwohl ich mir nichts sehnlicher wünsche. Ich kämpfe einsam in einer aussichtslosen Schlacht und kann dir nicht helfen - genauso wenig, wie du mir helfen könntest. Du musst sehen, wie du deine Probleme allein löst. Für dich besteht gewiss noch Hoffnung; für mich ist alles verloren.

Warte auch nicht auf weitere Nachrichten von mir, denn die heutige wird die letzte sein. Schon morgen käme da bei dir bloß irgendein zusammenhangloses Gestammel an, unverständliche Wortgeflechte, Buchstabensalat oder gar nur einzelne Lettern. Wundere dich nicht, wenn ich, die einst so talentierte Autorin, der Nachwelt nichts als leere Blätter hinterlasse! Du weißt, dass ich schreiben kann, besser gesagt, dass ich es konnte. Du hast meine Geschichten gelesen und für gut befunden. Du bist mein Zeuge, Leland, mein einziger Zeuge! Als einen solchen brauche ich dich, wenn ich nicht mehr bin ... Ich muss es dir näher erklären, ich weiß. -

Es sind die Buchstaben, Leland! Sie sind in Aufruhr und haben sich allesamt, einer hübsch nach dem anderen, gegen mich verschworen. Sie quälen und necken mich von früh bis spät.

Das Fragezeichen war das erste Zeichen, das aus der Reihe tanzte. Unmerklich verrutschte es auf der Linie. Von Tag zu Tag fiel es mir schwerer, es ordentlich zu platzieren. Es taumelte auf der Zeile, neigte sich mal nach links, mal nach rechts. Manchmal war es gänzlich verformt, dann winzig klein oder übergroß. Es wollte mir nicht mehr gut geraten. Anfangs habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht. Ich tat es ab als eine Unachtsamkeit meinerseits, doch bald belehrten mich die Fragezeichen eines Besseren. Sie bewegten sich selbstständig hin und her. Ich traute meinen Augen kaum, als sie sich vom Papier lösten, sich vom Blatt erhoben und einfach umherspazierten!

Es dauerte nicht lange, da folgten die anderen Satzzeichen ihrem Beispiel. Jetzt tun es ihnen schon die Vokale gleich. Sie alle haben ein Eigenleben entwickelt, das sich meiner Kontrolle entzieht. Keck stolzieren sie durch den Raum. Manche verflüchtigen sich dabei, einige hüpfen bedrohlich um mich herum und keines will sich wieder aufs Papier bannen lassen. Ich habe versucht, sie zu ergreifen, aber sie sind viel zu flink. Und es ist nur eine Frage der Zeit, bis sich auch die Konsonanten davonstehlen werden.

Mein Freund, sag mir, bin ich wahnsinnig oder bist du es? Oder sind wir beide verrückt? Meine Niederschriften leeren sich, die Zeichen verschwinden nach und nach. Nichts wird bleiben von all dem, was ich in den vielen Jahren geschaffen habe. Mein Leben ist sinnlos. Die Opfer, die ich brachte, waren umsonst. Die Buchstaben triumphieren! Die Sätze verlieren ihre Wörter und die Wörter ihre Selbst- und Mitlaute.

Wir sehen uns nie wieder, Leland. Ich hoffe, dass dir ein günstigeres Schicksal beschieden ist als mir. Ein letztes Mal umarmt dich im Geiste

Deine Deirdre

Eine Woche später fanden Nachbarn die Leiche von Deirdre Robbins inmitten unbeschriebener, loser Blätter. Ihr Haus beherbergte eine Sammlung gehefteter Papierbogen. Auf keinem fand sich jedoch nur ein einziger Buchstabe, geschweige denn ein Hinweis auf den Grund für ihren Freitod.

Leland Perkins wurde im darauffolgenden Frühjahr von entfernten Verwandten als vermisst gemeldet. Von ihm fehlt bisher jede Spur. Auch seine literarischen Werke waren nirgends zu entdecken. Wo immer er hinging, er hat sie wohl mitgenommen.

Die geheime Sprache der Zeit

*Hörst du die Uhren ticken?
Verräterisch ist ihr Ticktack.
Die Zeit wird wie Schritte verhalten,
bald laut, bald leise - klipp, klapp!*

Treten Sie nur ein und entschuldigen Sie sich doch nicht für Ihre Verspätung! Eine halbe Stunde, sagen Sie? Ach, was ist schon eine halbe Stunde! Es spielt keine Rolle, ob Sie pünktlich sind oder nicht. Ehrlich gesagt, ich hab's nicht mal bemerkt. Wie Sie gleich sehen werden, ist das auch kein Wunder, denn ich habe sämtliche Uhren aus meinem Hause verbannt. Es besteht für sie keine Notwendigkeit mehr - im Gegenteil! Ihr unentwegtes Ticken macht mir Angst. Natürlich ist es sinnlos, sich zu verabreden, wenn man nicht weiß, wie spät es ist. Aber schauen Sie hinaus auf die Straße! Dies ist ein kleiner Ort, ein sehr kleiner Ort. Man muss hier wirklich keine Termine vereinbaren - man begegnet sich durch Zufall. Bedienen Sie sich doch mit den Plätzchen! Sie sind zwar ein bisschen zu dunkel geraten, aber so ist das eben, wenn man keine Uhr hat. Sie haben ja recht! Ich sollte Ihnen nicht die Zeit stehlen und mit meinem Bericht beginnen.

Nun, ich weiß eigentlich gar nicht mehr, wann die Sache ihren Anfang nahm. War es an dem Tag, als ich hier angelangt bin? Oder war es an dem Tag, als dieser junge Herr seine alte Uhr in Bills' Geschäft brachte? Oder war es an dem Tag, als Bills endgültig den Verstand verlor? Verzeihen Sie mir meine Zerstreutheit und meine Gedankensprünge! So kann ich Ihnen die Geschichte nicht begreiflich machen und genauso wenig Ihren Lesern. Ich werde Ihnen besser alles der Reihe nach erzählen.

Es war ein stürmischer Frühlingstag, als ich aufbrach, um Carla zu besuchen. Ich bin nie bei ihr angekommen. Fragen Sie mich nicht, wo sie wohnt - ich hab's inzwischen vergessen. Es ist so viele Jahre her! Und vermisst hat sie mich auch nicht. Niemand hat mich je vermisst, denn niemand hat nach mir gesucht. Ich bin einfach verschwunden aus London. Meine ganze verdammte Verwandtschaft war sicher froh darüber. Im Grunde weiß ich nicht mal, wer Carla überhaupt ist. Erinnern Sie sich an das verheerende Zugunglück vor zwölf Jahren, bei dem hier in der Nähe dreihundert Menschen den Tod fanden? Ich erinnere mich nicht mehr, wie die Bahn entgleiste. Ich weiß bloß, dass ich aus einem umgekippten Wagen herauskroch. Mein Gepäck war verbrannt, meine Papiere ebenso. Ich besaß nur noch diesen Brief von Carla, den ich in der Jackentasche trug, und eine kaputte goldene Armbanduhr. Ich schleppte mich bis zum nächsten Ort, dieser kleinen Stadt an der Themse, und bin all die Jahre da hängen geblieben. Was soll ich in London? Ich weiß ja seit dem Unfall nicht mehr, wer ich bin, und wenn es dort Leute gibt, die mir einst nahestanden, dann haben sie mich vor langer Zeit für tot erklären lassen. -

Vielleicht war es falsch, den Unfallort einfach zu verlassen, aber darüber macht man sich in einer solchen Lage keine Gedanken. Als ich vor den rauchenden Trümmern jenes Zuges stand, sah ich als Erstes auf die Uhr. Es war um drei, doch der Sekundenzeiger rührte sich nicht mehr vom Fleck. Was ich nun tat, mag Sie wunderlich anmuten. Ich ging fort! Ich hatte das Gefühl, weder helfen zu können noch gebraucht zu werden. Meine Reise war vorzeitig zu Ende und ich wollte erfahren, wo dieser Zug mich ausgespuckt hatte. So lief ich geradewegs hinab vom Bahndamm und querfeldein, bis ich schließlich hierhergelangte. Ich schwankte wie betäubt durch die engen Gassen, als ich Ausschau hielt nach einem Uhrmacher, der mein einziges Hab und Gut wieder in Gang bringen konnte. Zum Glück brauchte ich nicht lange zu suchen, denn schon kurz nach dem Ortseingang kam ich an der ersten Werkstatt vorbei. Ich betrat den Laden, sah mich darin um und steuerte dann auf den Meister zu, der gar nicht zu bemerken schien, wie aufgelöst ich war. Er betrachtete nur meine Uhr, während ich ihn betrachtete.

Marvin Bills war sein Name, das hatte ich draußen auf dem Türschild gelesen. Er übte seinen Beruf mit Hingabe aus, das sah ich sofort. Bills war klein und beleibt, hatte schütteres Haar und ein rundes, dickliches Gesicht. Seine graublauen Augen versteckten sich hinter einer Brille mit starken Gläsern und goldener Fassung. Er begutachtete meine Uhr, und als er damit in seiner Werkstatt verschwand, huschte ein Lächeln um seine Lippen.

Ich hatte nun genügend Muße, mich in dem Laden umzuschauen. Damals wurde mir erst bewusst, dass solch ein Uhrengeschäft doch eine ganz eigene Welt ist. Da waren so viele Exemplare und keines glich dem anderen. Es gab große

Standuhren, Pendeluhren und Wanduhren, aber auch kleine Armbanduhr, Wecker, Taschenuhren und Stoppuhren, darüber hinaus Tischuhren und dekorative Zeitmesser für den Garten, die Diele oder den Kaminsims. Und jede einzelne dieser Uhren hatte ihren bestimmten Takt. All die schwarzen und weißen Plastikgehäuse brachten ein künstliches, modernes Ticktack hervor; die hölzernen Gehäuse ließen dumpfe, volltönende Geräusche erklingen; aus den goldenen Uhren drang das süßeste Ticken; die porzellanenen kratzten mechanisch. Sie alle vereinigten ihre Stimmen zu einer eigenartigen Symphonie im Rhythmus der Zeit.

Es dauerte nicht lange, bis Bills das Problem behoben und meine Uhr repariert hatte. Mit einem freundlichen Lächeln gab er sie mir zurück und nannte mir den Preis. Da fiel mir ein, dass ich ja gar kein Geld dabei hatte! So bot ich ihm die Uhr als Pfand an. Vielleicht lag es an meinem interessierten Blick, vielleicht hatte er auch bloß Mitleid mit mir - jedenfalls schlug er mir vor, meine Schulden doch lieber in seinem Laden als Verkäuferin abzarbeiten. Das nahm ich dankbar an, zumal er mir ein Zimmer zur Verfügung stellte und mich somit vor der Obdachlosigkeit bewahrte.

Bills war von Anfang an freundlich zu mir. Das galt ebenso für seine Frau. Beide stellten sie keine unangenehmen Fragen nach meiner Herkunft, meinem Zuhause und meinen Zukunftsplänen. Das war auch gut so, denn ich hätte eine derartige Frage gar nicht beantworten können. Sie gaben sich damit zufrieden, dass ich nun einmal da war, als ob mich irgendein schicksalhafter Wind hergeweht hätte. Sie lehrten mich alles, was eine Verkäuferin wissen muss, und die Arbeit machte mir großen Spaß. Mangels besserer Alternativen hielt ich es für richtig, zu bleiben. Heute weiß ich, dass dies ein Fehler war. Im Nachhinein ist man eben immer schlauer.

Verzeihen Sie mir, dass ich so ausschweifend erzähle! Wahrscheinlich interessiert Sie das alles wenig. Sie wollen bestimmt nur erfahren, wann Bills verrückt wurde, was ihn zu jener Bluttat trieb und welche seltsamen Dinge in der Folgezeit geschahen. -

Ich glaube, dass all die schlimmen Ereignisse an einem regnerischen Donnerstag im Sommer des nächsten Jahres ins Rollen kamen. Es war ein ruhiger Tag und bloß ein einziger Kunde besuchte uns. Er war um die dreißig und machte einen ganz gewöhnlichen Eindruck. Sein Aussehen, seine Kleidung - nichts an ihm ließ vermuten, dass er uns alle aus der Bahn werfen würde. Der junge Mann gab eine alte Tischuhr zur Reparatur, die er ein paar Tage zuvor von einer entfernten Verwandten geerbt hatte. Er war recht betrübt darüber, dass dieses hübsche Stück offenbar völlig kaputt war. Der Kunde packte die Uhr aus und stellte sie auf den Ladentisch, woraufhin Bills sie mit Wohlwollen in Augenschein nahm. In der Tat handelte es sich dabei um ein Prachtstück. Ich hatte vorher noch nie eine so sonderbare und schöne Uhr gesehen. Bills anscheinend auch nicht, denn er vergaß plötzlich alles um sich herum und vertiefte sich sichtlich in die Betrachtung des eigenartigen Exemplars.

Es war aus schwarzem Ebenholz geschnitzt und rundum mit goldenen Zierbeschlügen geschmückt. Seltsame Ornamente aus Schlangenlinien wanden sich um das Gehäuse. Das Zifferblatt, das die Form eines Karos hatte, war gänzlich aus Gold. Am meisten faszinierten mich aber die mir unbekanntenen Zeichen, die als Ersatz für die Zahlen dienten. Es waren weder arabische noch römische Ziffern, nicht mal indische. (Daraus schlussfolgerte ich, dass diese Uhr aus einem sehr fernen, exotischen Land stammen musste und einen weiten Weg zurückgelegt hatte, bevor sie in die Hände jenes Mannes gelangt war.) Die pfeilförmigen Zeiger standen auf sechs und bewegten sich nicht von der Stelle. Sie schienen mir etwas krumm zu sein, doch das war vielleicht eine optische Täuschung. Merkwürdigerweise schwang das dreieckige Pendel aber ohne Unterlass ganz gleichmäßig und zuverlässig und gab dabei ein gedämpftes Ticken von sich, das Bills offenkundig vom ersten Augenblick an in Bann schlug. Er legte sein linkes Ohr an das Gehäuse, horchte und verzog den Mund zu einem glückseligen Grinsen, das ich nie zuvor bei ihm gesehen hatte. Irgendwie war mir die Sache unheimlich, doch was hätte ich tun sollen? Bills nahm die Uhr in Reparatur und meinte gegenüber dem Kunden, er könne sie am kommenden Montag abholen. Der junge Erbe war erleichtert und lief frohen Mutes hinaus - wir sollten ihn nicht wiedersehen!

Von diesem Tag an veränderte sich Bills. Obgleich er die unheilvolle Uhr noch am selben Abend in Gang gesetzt hatte, hörte er nicht mehr damit auf, sie zu betrachten und ihrem Ticken zu lauschen. Das Geschäft überließ er fortan seiner Frau und mir. Nach und nach stapelten sich die Reparaturaufträge, aber keiner davon wurde je erledigt. Das wirkte sich mit der Zeit freilich sehr negativ aus. Der Umsatz ging zurück, die Kunden blieben weg. Bald wurde auf der anderen Straßenseite ein neuer Uhrenladen eröffnet. Bills stand kurz vor der Pleite.

Sie können sich ja denken, dass die Atmosphäre im Hause merklich gespannt war. Bills' Frau war mit den Nerven am Ende. Kein Wunder, wo sie doch zusehen musste, wie ihre Existenz den Bach runterging, und das nur, weil ihr Mann wie gebannt vor dieser Uhr verharrte, statt wie früher zu arbeiten. Natürlich gab es jeden Abend Streit, natürlich wurde die Zankerei immer heftiger. Selbstverständlich hielt ich mich heraus. Es wäre ein Fehler gewesen, sich einzumischen, aber es war auch nicht leicht, neutral zu bleiben. Ich konnte verstehen, dass Mrs Bills die Uhr verfluchte und dass sie nach

ihrem Eigentümer forschte, indem sie Telefonbücher wälzte und in Tageszeitungen Inserate schaltete. Freilich hatte sie recht, wenn sie sagte, das Grundübel - jene Uhr aus Gold und Ebenholz - müsse schnellstmöglich beseitigt werden. Ich konnte nichts tun. Es war ja nicht mein Laden. So ließ ich den Dingen ihren Lauf und beobachtete mit Sorge die ungute Entwicklung. Der ehemals so nette, umgängliche Meister war kaum ansprechbar, ging nicht mehr aus dem Haus, saß Stunde um Stunde vor der verflixten Uhr, lauschte ihrem dumpfen Ticken und dem dunklen, melancholischen Glockenschlag und folgte mit den Augen aufmerksam den pfeilförmigen Zeigern, die sich nicht ganz synchron zu dem Ticktack bewegten und für meine Begriffe immer noch krumm wirkten. Was war es bloß, das Bills so fesselte? Was hörte er, was wir nicht zu hören vermochten? Damals wusste ich es nicht - heute weiß ich es.

Ach, nun kommt der schwierigste Teil meines Berichtes! Ich schätzte Marvin Bills sehr. Das möchte ich an dieser Stelle ein letztes Mal betonen. Zu mir war er stets freundlich. Er half mir, als kein anderer da war. Er gab mir eine Unterkunft und eine ordentliche Arbeit. Er war ein guter Chef. Das alles wiegt natürlich nicht die schreckliche Tat auf, das Verbrechen, das er beging, die Schuld, die er auf sich lud. -

Es war an einem Freitagabend im Oktober. Bills stritt sich wieder mit seiner Frau. Das Thema blieb immer gleich. Sie wollte die besagte Uhr wegbringen. Man könne sie irgendwo lagern und vielleicht später einmal versteigern, meinte sie. Er solle sich um sein Geschäft kümmern, solange es noch zu retten sei, sie seien ja fast pleite und ob ihm das egal sei. Sie machte ihm Vorwürfe - er blieb stur. Sie beschimpfte ihn - er drehte durch. Ich lief gerade den Flur entlang und sah es durch den Türspalt. Ich sah, wie er einen spitzen Gegenstand vom Tisch nahm und ihr mitten ins Herz bohrte, woraufhin sie stumm zusammensackte. Ich wusste nicht, ob es ein Messer, eine Schere oder ein Schraubenzieher gewesen war. Ich wusste nur, dass er mich nicht bemerkt hatte. Geistesgegenwärtig schlich ich mit schlotternden Knien und klopfendem Herzen die Treppe hinauf in mein Zimmer, schloss mich darin ein und verhielt mich ruhig. So schnell wie möglich musste ich das Haus verlassen. Also warf ich mir einen Mantel über, zog meine Schuhe an und stieg mit polternden Schritten die Stufen wieder hinunter, hustete dabei ein paarmal laut und marschierte auf diese Weise schnurstracks hinaus. Ich denke, dass Bills mich durch das Fenster beobachtete, doch er schöpfte sicher keinen Verdacht, denn ich bin abends oft noch spazieren gegangen. Der Mantel und die Straßenschuhe haben mich gerettet. Hätte er mich in Nachthemd und Pantoffeln über den Hof laufen sehen, wäre ich jetzt dort, wo seine Frau ist.

Ich stürmte zur Polizeiwache und verständigte Inspektor Taylor von den grässlichen Ereignissen. Er zögerte keine Sekunde und machte sich sofort auf zu Marvin Bills. Dieser hatte inzwischen die Leiche seiner Frau vermutlich in einen Teppich gewickelt (in der Diele fehlte plötzlich der Läufer) und sie beseitigt. Wo er die Tote versteckt hat, ist bis heute ungeklärt. Zum Vergraben hätte die Zeit nicht gereicht. Vielleicht hat er sie in der Themse versenkt. Mit Sicherheit wissen wir das aber nicht. Bestimmt hatte Bills den Streifenwagen schon vom Fenster aus gesehen, denn als wir ankamen, lief er in Panik aus dem Haus und genau in Taylors Auto. Er wurde erfasst, überschlug sich und blieb regungslos auf der Straße liegen. Er war tot und ich dachte, das sei das Ende, doch es war erst der Anfang.

Ich war diejenige, die den Inspektor in den Laden führte, als er mich nach einem Motiv für das grausame Verbrechen fragte. Ich zeigte ihm die alte Uhr, von der Marvin Bills so besessen gewesen war. Mich gruselte jetzt bei ihrem Anblick. Was mich aber noch mehr entsetzte, war die Tatsache, dass sich in Taylors Gesicht gleich vom ersten Moment an dieselbe Verückung abzeichnete, wie ich sie seinerzeit bei Bills gesehen hatte!

Der Inspektor beschlagnahmte die Uhr sofort. Er meinte, er müsse sie als Beweisstück konfiszieren. Ich hatte jedoch das Gefühl, er tat es aus einem anderen, eher eigennützigem Grund. Wie Sie gewiss den Aussagen seiner Kollegen entnommen haben, gab er sie von da an nicht mehr aus der Hand. Es fand nie ein Prozess statt und der Fall wurde schnell zu den Akten gelegt. So war es Taylor ein Leichtes, sich der Uhr zu bemächtigen.

Es verstrichen ein paar Monate. Der Winter kam und ging. Ich hatte mittlerweile das Geschäft übernommen, denn es war mir gelungen, mich mit dem einzigen Verwandten, der von der Familie Bills noch übrig war, zu einigen. Es gab viel zu tun, die Arbeit lenkte mich ab. Ich hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, was mit der Uhr geschehen war und wie es um den Inspektor stand. Mir graute auch davor, denn eines war mir indessen klar: Dass Bills verrückt geworden war, lag allein an dieser Uhr. Irgendetwas ging von ihr aus. War ihr unregelmäßiges Ticken schuld oder ihr dumpfer Stundenschlag? Oder wurde es von den unbekanntem Zeichen auf dem Zifferblatt verursacht?

Schließlich zog der Frühling ein und die Sache nahm eine neue schreckliche Wendung. Es hieß, Inspektor Taylor habe im Streit seine Mutter getötet. Ich weiß nichts weiter davon, weiß nicht, wann, wo und wie er es tat. Doch ich ahne, warum. Ich frage mich oft, wer die Uhr wohl geerbt hat. Wer auch immer es ist - sie hat ihm sicher kein Glück gebracht. Sie ist ein Übel, denn sie weckt das Böse in ihren Besitzern, setzt deren Aggressionen frei und treibt sie in den Wahnsinn. Das ist aber nur die halbe Wahrheit ...

Ein weiteres Jahr verflog und im folgenden Frühling habe ich das Geschäft aufgegeben. Nicht, dass es sich nicht

getragen hätte. Nein, es lief sogar richtig gut. Da war etwas ganz anderes. Sehen Sie mich an, wie ich hier einsam und allein dahinlebe! Ich kann nicht mehr arbeiten, keine Verabredungen treffen und keine Termine einhalten. Ich habe alle Uhren aus meinem Hause verbannt, das sagte ich bereits, und ich gehe ihnen aus dem Wege. Ich meide den Bahnhof und die Kaufhäuser und wage es nicht, auf die Turmuhr am Marktplatz zu blicken. Ich schalte nicht mal das Radio ein und den Fernseher habe ich abgeschafft. Das alles mag Ihnen wie das schrullige Verhalten einer Einsiedlerin erscheinen, doch ich weiß, was ich tue. Ich fürchte mich nicht ohne Grund!

Mit Schaudern erinnere ich mich heute an die verzerrten Symphonien in dem kleinen Laden von Marvin Bills. Das Ticken und Schwingen der Perpendikel, das Klingen und Tönen der Glockenschläge waren für mich damals nur Geräusche. Erst als Bills schon tot und die böse Uhr längst weg war, habe ich begriffen, was da wirklich vor sich geht. Mag sein, dass sie die Erste gewesen ist und dass es mit ihr angefangen hat, doch es gibt viele ihrer Art und es werden immer mehr. Die Uhren ticken »Ticktack, ticktack!«, aber sie tun es nicht rein mechanisch, tun es nicht unbewusst. Ihrem Ticken wohnt ein Rhythmus inne. Vergleichen Sie es mit Morsezeichen! Sie kommunizieren miteinander und auch mit uns. Sie verkünden Dinge durch ihr unheilvolles Ticktack - Dinge, die ich nie wissen wollte; Dinge, die Sie besser nicht wissen sollten. Nein, ich kann Ihnen nicht offenbaren, was sie mir in ihrer Geheimsprache mitgeteilt haben. Ich kann Ihnen bloß raten, Ihre Armbanduhr abzulegen und dazulassen, so dass ich sie vernichten kann. Kaufen Sie sich eine neue, wenn Sie in der nächsten Stadt ankommen. Gehen Sie lieber nicht in den Laden gegenüber, denn hier am Ort sind alle Zeitmesser verseucht! Es breitet sich aus wie eine Epidemie und wird eines Tages sämtliche Uhren auf der Welt erfassen. Sie werden den Kosmos ins Chaos stürzen. Es ist unmöglich, zu entfliehen.

Ob ich Uhren hasse? Nein, sie können ja nichts dafür. Sie sind nur die Boten, die die schlechten Nachrichten überbringen, verschlüsselt in ihrem Ticken und ihrem mahnenden Stundenschlag. Sie sind es nicht, die uns nach und nach den Verstand rauben. Es ist die Zeit selbst, die für alles verantwortlich ist. Sie ist unser Feind, die Uhren sind bloß ihre Waffen.

Sie halten mich für wahnsinnig und wollen jetzt gehen? Gehen Sie ruhig, gehen Sie schnell! Sie werden der Zeit nicht entkommen. Niemand wird ihr entkommen.

Das Ufer der Zeit

Hörst du die Uhren ticken?
Verräterisch ist ihr Ticktack.
Die Zeit wird wie Schritte verhallen,
bald laut, bald leise - klipp, klapp!

Die Zeiger schleichen so träge,
stehlen sich langsam davon.
Hörst du die Glocken erschallen?
Mahnend ertönt ihr Ding-dong.

Wenn du an des Meeres Gestaden
den Blick lässt schweifen ganz weit,
so wirst du dereinst erkennen
das endlose Ufer der Zeit.

Der Asteroid

Einsamer Wanderer im All,
geplagt von Mühsal und von Qual.
Das Licht der Sterne
strahlt in der Ferne.
Stille und Schweigen
tanzen den Reigen.
Endloser Fall.
Musst weiter wandern,
einsam nur wandern
im trostlosen All.

Einsamer Wanderer im All,
fühlst dich wie im freien Fall.
Das Licht der Sterne
lockt dich in die Ferne.
Hast keinen Begleiter
und irrst immer weiter.
Hast keine Wahl.
Musst schweigend wandern,
einsam nur wandern
im endlosen All.

Ewigkeit

Ich kenn einen kleinen, heiteren Stern,
drum neun Planeten kreisen,
gebunden an ihn - ob nah, ob fern -,
an ihn, den gelben und heißen.

Nur wird er ein Opfer des eignen Zerfalls;
vorüber ist schon seine halbe Zeit.
Doch in den Weiten des schwarzen Alls
harrt seiner die Ewigkeit.

Geborgenheit

Auf einem Baume saß ich einst
vor einem großen Hause.
Auf einer Wiese lag ich jüngst.
Was ist mir nun geblieben?
Auf nackter Erde sitz ich jetzt,
mach eine letzte Pause.
Durch einen Tunnel geh ich bald,
zu treffen meine Lieben.

Großstadt

Die Stadt ist groß,
die Straße trüb,
der Himmel dunkel, ohne Sterne.
Kein Heimchen zirpt.
Kein Glühwurm glüht.
Ein Hund heult klagend in der Ferne.

Der Mond scheint blass.
Ein Flugzeug blinkt.
Die Stadt liegt bleich im Neonlicht.
Verkehrslärm rauscht.
Der Abfall stinkt.
Und Autos parken dicht an dicht.

Der Wald ist fort,
die Luft verbraucht.
Wohin du schaust, sind nur noch Steine.
Die Stadt pulsiert,
verstaubt, verbaut.
Du fühlst dich einsam und alleine.

Meine Welt

Wenn Kummernisse mich bedrücken,
die Nebel immer näher rücken,
Schatten von der Decke fallen,
böse Träume mich umwallen,
dann denke ich mir eine Welt,
wo die Phantasie nur zählt.

Ich träum von Sonnen, warmen, hellen,
von Wassern, kühlen, klaren Quellen,
von Vögeln, die ihr Lied verbreiten,
von Seen, auf denen Wellen gleiten,
des Meeres salzig-frischer Luft,
des Waldes feinem Fichtenduft.

Und wenn's mir hier nicht mehr gefällt,
dann zeichne ich mir meine Welt.
Im Geist mal ich mit bunten Farben,
verdeck der Seele alte Narben,
lehn mich zurück in sel'ger Ruh'
und mache meine Augen zu.

Zimmer bei Kerzenlicht

Die Kerzen mitten auf dem Tisch
verbreiten schwach im Raum ihr Licht.
Ganz leise höre ich es knistern
und seltsam aus den Ecken flüstern.

Dunkle Schemen tanzen wacker
im unheimlichen Lichtgeflacker
einen wilden, stillen Reigen.
Rings um mich her ist nichts als Schweigen.

Draußen herrscht tiefschwarz die Nacht.
Keine Menschenseele wacht.
Nur ein Sturm fegt durch die Gassen.
Die Stadt erscheint mir gottverlassen.

Der Wind peitscht gnadenlos die Fenster.
Ich glaub, ich sehe schon Gespenster
auf dem glänzend nassen Glase.
Der kalte Regen putzt die Straße.

Ganz plötzlich geht um zehn nach acht
das Licht dann wieder an -
dass mich ein Stromausfall bei Nacht
so arg erschrecken kann!

Information zur Autorin

Tabaka Derby Messer wurde 1972 als Heike Hilpert in Plauen geboren. 1987 begann sie, Horrorgeschichten, phantastische Erzählungen und Gruselhumoresken zu schreiben. Im Jahre 2001 gründete die passionierte Schriftstellerin einen Selbstverlag, um ihre Werke in eigener Regie zu veröffentlichen. Ihr erstes Buch erschien im Juni 2002. Seit 2005 gibt die Autorin Sammelbände als eBook-Editionen heraus.

Nähere Informationen finden Sie im Internet.

www.gruselgeschichten-online.de

info@gruselgeschichten-online.de

Bereits veröffentlichte Werke der Autorin:

Hilfe, es spukt! (2002)

25 Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I (2005)

Siebzehn Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band II (2006)

Acht Gruselgeschichten & ein Gedicht

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band III (2007)

Sieben Gruselgeschichten & zwei Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band IV (2008)

Acht Gruselgeschichten & sieben Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band V (2013)

Zehn Gruselgeschichten - Best of T. D. Messer

Impressum

Erstausgabe 2008

Dieses Werk erscheint als eBook-Edition.

© 2008 by Tabaka Derby Messer

© 2008 Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Letztes Update: April 2013

Lektorat/Layout/Herstellung/Vertrieb:

Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Alle Texte wurden nach den neuen amtlichen Rechtschreibregeln korrigiert. Der Verfasser behält sich jedoch vor, in Einzelfällen auf das alte, nicht mehr gültige Regelwerk zurückzugreifen.

Ausdruck, Vervielfältigung und Herstellung von Sicherungskopien zur privaten Verwendung erlaubt.

Nicht kommerzielle Verteilung und Veröffentlichung nur mit Quellennachweis gestattet.

Kommerzielle Nutzung des eBooks ist strengstens verboten.

Weiterverwertung des eBooks, z. B. Übersetzung, ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

Bearbeitung und Veränderung des eBooks untersagt.

Alle Bestimmungen gelten auch für einzelne Erzählungen und Textauszüge.

Nutzungsrechte siehe AGB des Selbstverlages.

Alle Rechte vorbehalten.

Made in Germany 2008

Preis: 0 €